A. Meinong (1877), Hume Studien I.



SITZUNGSBERICHTE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

SIEBENUNDACHTZIGSTER BAND.

WIEN, 1877.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Anal. p. 185

SITZUNGSBERICHTE

95

DER

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

SIEBENUNDACHTZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1877.

MIT DREI KARTEN.

WIEN, 1877.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

INHALT.

Hume-Studien.



I.

Zur Geschichte und Kritik des modernen Nominalismus.

Von

Dr. **Alexius Meinong.**

Es gibt leider in der Psychologie nur zu viele Fragen, deren Lösung schon in der verschiedensten Weise versucht worden ist, ohne dass es gelungen wäre, eine allgemeine Uebereinstimmung in Bezug auf diese Lösung zu erzielen; aber zum Glücke geht die Uneinigkeit doch nur in wenigen Fällen so weit, dass sie sich nicht blos auf die Erklärung, sondern selbst auf die Existenz eines psychischen Phänomens erstreckte, wie dies bei der Abstractionsfrage der Fall ist. Nicht nur darum handelt es sich seit Berkeley, wie man zu abstracten Begriffen gelange, sondern ob es überhaupt solche Begriffe gebe, — nicht wie der Abstractionsact beschaffen, ob er ein psychischer Vorgang ganz eigener Art, oder aus einem oder mehreren andern psychischen Acten erklärbar sei, muss in erster Linie festgestellt werden, sondern, ob ein solcher Abstractionsact überhaupt möglich sei, ob er nicht die menschlichen Fähigkeiten weit übersteige.

Es müssen erhebliche Schwierigkeiten der Lösung dieses Problems entgegenstehen, wenn eine so lange Zeit dieselbe so wenig zu fördern vermochte, und kaum wird sich heute ein Einzelner noch Kraft genug zutrauen, gleichsam mit einem Schlage alle Zweifel und Controversen in dieser Hinsicht zu beseitigen. Aber was sich nicht mit einem Wurfe gewinnen lässt, mag vielleicht doch allmälig, Schritt vor Schritt, zu erreichen sein, und zu diesem Ende hat es sich stets als das Leichteste und doch zugleich Lohnendste herausgestellt, eine kritische Betrachtung des bereits Geleisteten der eigenen Untersuchung zu Grunde zu legen. Wenn daher an dieser Stelle

die eine der beiden heute einander gegenüberstehenden Abstractionstheorien in der Darstellung, die sie durch ihre ersten und hervorragendsten Vertreter gefunden hat, einer eingehenden Prüfung unterzogen wird, so ist mindestens nicht alle Hoffnung ausgeschlossen, dass aus einer solchen Untersuchung ausser für die Geschichte der Philosophie auch für die Aufklärung der in Rede stehenden Frage selbst mancher Nutzen erwachsen könnte.

Die Historiker haben sich mit der Behauptung, ein späteres Ereigniss sei die nothwendige Folge dieses oder jenes früheren gewesen, niemals sehr zurückhaltend gezeigt; ja sie pflegen Thesen dieser Art mit einer Sicherheit aufzustellen, als ob nicht schon dem Bemühen, das wirkliche Vorhandensein eines solchen Verhältnisses auch nur einigermassen wahrscheinlich zu machen, in der Regel die grössten Schwierigkeiten im Wege stünden. In dieser Beziehung muss die Thatsache, welche zur Ausbildung der modernen nominalistischen Abstractionstheorie gewissermassen den Anstoss gegeben hat, zu den Ausnahmen zählen. Wer sich die Charakteristik vergegenwärtigt, die John Locke im vierten Buche seines ‚Essay concerning human understanding' von den abstracten ‚Ideen' entwirft, — der wird in der That, heute wenigstens, kaum anders denken können, als dass eine Reaction, wie sie in Berkeley's Schriften bald genug eintrat, geradezu unvermeidlich war.

‚Achten wir genau auf sie', sagt Locke,[1] ‚so werden wir finden, dass allgemeine Ideen Gebilde und Erfindungen des Geistes sind, die nicht ohne Schwierigkeit gebildet werden und sich nicht so leicht von selbst einstellen, wie wir zu glauben geneigt sind. Erheischt es z. B. nicht einige Mühe und Geschicklichkeit, die allgemeine Idee eines Dreiecks zu bilden, die doch noch keine der abstractesten, umfassendsten und schwierigsten ist? Es soll die Idee eines Dreiecks gebildet werden, welches weder schiefwinklig noch rechtwinklig, weder gleichseitig, noch gleichschenklig, noch ungleichschenklig sei,

[1] a. a. O. ch. VII sect. 9.

sondern alles dieses und zugleich nichts von diesem. In der That ist dies etwas Unvollständiges, das nicht existiren kann, eine Idee, worin einige Theile von verschiedenen und mit einander unvereinbaren Ideen zusammengestellt sind'. Was Locke bei diesen Worten vorschwebte, kann nicht im Geringsten zweifelhaft sein; aber indem er Umfang und Inhalt des Begriffes Dreieck nicht auseinanderhielt, behaftete er den letzteren zugestandener Massen mit einem inneren Widerspruch, und wer ihm einmal so weit folgte, für den lag wohl nichts näher, als noch einen Schritt weiter zu gehen und solchen abstracten Begriffen die Existenz kurzweg abzusprechen.

Wirklich liegt denn auch in Berkeley's Ausführungen auf der Negation das Hauptgewicht. Er leugnet, dass die innere Erfahrung von einem psychischen Vorgange des Abstrahirens Kenntniss gebe,[1] er bestreitet die Möglichkeit eines Abstractums mit Rücksicht auf den Satz des Widerspruches,[2] — ein dritter Einwand, die Frage, wann sich das Individuum die Fähigkeit zu der von Locke als so schwierig geschilderten Operation eigentlich erwerbe,[3] ist den beiden ersten gegenüber natürlich nur von sehr untergeordneter Bedeutung. So weit ist auch Alles klar und präcis; nicht das Nämliche ist aber von der Art und Weise zu sagen, in der er die so in die Erklärung der psychischen Phänomene gerissene Lücke wieder auszufüllen sucht.

Es handelt sich einfach um die Frage: wie sind, wenn es keine Abstracta gibt, allgemeine Erkenntnisse möglich? ja was ist überhaupt, wenn die Dinge sich so verhalten, unter Allgemeinheit zu verstehen? ,Allgemeinheit besteht' nach Berkeley's Meinung ,nicht in dem absoluten, positiven Wesen oder Begriff von irgend etwas, sondern in der Beziehung, in welcher etwas zu anderem Einzelnen steht, was dadurch bezeichnet oder vertreten wird, wodurch es geschieht, dass Dinge, Namen oder Begriffe, die ihrer eigenen Natur nach particulär sind, allgemein werden.'[4] Von den ,allgemeinen Dingen' kann

[1] A treatise concerning the principles of human knowledge, introduction sect. 10, — Alciphron or the minute philosopher, dial. VII sect. 6.
[2] Treat. intr. sect. 13, noch ausdrücklicher Min. phil. a. a. O.
[3] Treat. intr. sect 14.
[4] ibid. sect. 15.

bei der vorliegenden erkenntnisstheoretischen Frage natürlich nicht eingehender die Rede sein, um so mehr aber von den allgemeinen Namen und allgemeinen Begriffen.

Gibt es also auch keine abstracte allgemeine Idee, so können allgemeine Ideen doch auf anderem Wege entstehen. Eine particuläre Idee wird dadurch allgemein, ‚dass sie dazu verwendet wird, alle anderen Einzelvorstellungen derselben Art zu repräsentiren oder statt derselben aufzutreten'.[1] Die Ideen verdanken daher ihre Allgemeinheit dem, was sie bezeichnen, man betrachtet sie darum auch ‚viel mehr nach ihrem relativen Werthe, insofern sie für andere substituirt sind, als nach ihrer eigenen Natur oder um ihrer selbst willen'.[2] Wie freilich diese Substitution, wie jene Repräsentation zu denken sei, darüber finden wir bei Berkeley keinerlei Aufschluss.

Mit dieser Theorie von den allgemeinen Begriffen möchte es nun ganz wohl verträglich erscheinen, bezüglich der allgemeinen Worte an Locke's Behauptung festzuhalten: ‚Worte werden dadurch allgemein, dass sie zu Zeichen allgemeiner Ideen gemacht werden,'[3] aber Berkeley widerspricht dieser Ansicht. Nach ihm wird ein Wort allgemein, indem es als Zeichen gebraucht wird für alle particulären Ideen, welche vermöge ihrer Aehnlichkeit zu derselben Art gehören und deren jede es besonders im Geiste anregt;[4] es ist, wie man sieht, so ziemlich derselbe Vorgang wie bei der Bildung der allgemeinen Ideen. ‚Ebenso, wie die einzelne Linie dadurch, dass sie als Zeichen dient, allgemein wird, so ist der Name Linie, der an sich particulär ist, dadurch, dass er als Zeichen dient, allgemein geworden. Und wie die Allgemeinheit jener Idee nicht darauf beruht, dass sie ein Zeichen für eine abstracte oder allgemeine Linie wäre, sondern darauf, dass sie ein Zeichen für alle einzelnen geraden Linien ist, die existiren können, so muss auch angenommen werden, dass das Wort Linie seine Allgemeinheit von derselben Ursache herleite, nämlich von dem Umstande, dass es verschiedene einzelne Linien unterschiedlos bezeichnet.'[5]

---

1 ibid. sect. 12.
2 Min. phil. l. c.
3 Essay book III chapt. III sect. 6.
4 Treat. intr. sect. 11 und 18, Min. phil. l. c.
5 Treat. intr. sect. 12.

Sonach steht der allgemeine Begriff wie das allgemeine Wort in gleicher Weise denselben particulären Ideen als deren Zeichen gegenüber. Aber wie verhalten sich allgemeines Wort und allgemeiner Begriff zu einander? Sie sind nicht identisch, denn die allgemeine Idee ist ja, wie gesagt wurde, ihrer Natur nach den particulären Ideen gleichartig, die sie vertritt, — nicht so das allgemeine Wort. Dieses ist aber auch nicht ein Zeichen für die allgemeine Idee, denn es bezeichnet, wie eben gezeigt, alle particulären Vorstellungen derselben Art unterschiedlos.[1] Dass aber gar die Idee ein Zeichen für das Wort sein sollte, das hat weder Berkeley noch irgend jemand vor oder nach ihm behauptet. Besteht also gar keine Beziehung zwischen allgemeinen Worten und allgemeinen Ideen? Das scheint denn doch der Erfahrung zu widersprechen, aber Berkeley selbst hat einen Weg, auf dem die Schwierigkeit zu lösen wäre, nicht gezeigt, und in der That ist kaum denkbar, wie hier ein Lösungsversuch zum Ziele führen könnte.

Also Worte werden allgemein, indem sie Zeichen für particuläre Ideen werden; daraus darf jedoch nicht gefolgert werden, dass, so oft wir einen allgemeinen Namen hören, in uns nothwendig eine solche Idee erregt werden muss, da vielmehr ‚im Lesen und Sprechen Gemeinnamen grösstentheils so gebraucht werden wie Buchstaben in der Algebra, wo, obschon durch jeden Buchstaben eine bestimmte Quantität bezeichnet wird, es doch zum Zwecke des richtigen Fortganges der Rech-

---

[1] Dies der Grund, weshalb ich mich der in diesem Sinne von Kuno Fischer (‚Francis Bacon und seine Nachfolger', 2. Aufl., Leipzig 1875, S. 705) gegebenen Lösung nicht anschliessen kann. Er fasst Berkeley's Ansicht so: ‚Die Worte sind Zeichen (nicht abstracter, sondern) allgemeiner Vorstellungen, welche selbst Zeichen sind für eine Reihe gleichartiger Vorstellungen'. Dies entspricht im Ganzen Hume's Interpretation, deren Unstatthaftigkeit weiter unten dargethan werden soll. Hier nur so viel: Ich habe keine Stelle finden können, welche K. Fischer's Auffassung stützte, während alles oben aus Berkeley Citirte ihr entgegenzustehen scheint. Uebrigens wäre es doch höchst auffallend, dass Berkeley die Locke'sche Definition von allgemeinen Worten, die er zum Zwecke der Polemik (Treat. intr. sect. 11) anführt, nicht zugleich in seinem Sinne adoptirt, wenn sie, seinen Begriff von allgemeinen Ideen vorausgesetzt, seinen Intentionen so vollkommen entspräche, als nach K. Fischer der Fall sein müsste.

nung nicht erforderlich ist, dass bei einem jeden Schritt jeder Buchstabe die bestimmte Quantität, zu deren Vertretung er bestimmt war, ins Bewusstsein treten lasse'.[1] Aber noch mehr: es gibt allgemeine Worte, denen gar keine Einzelvorstellungen zu Grunde liegen; ein activer Geist z. B. ‚kann weder eine Idee, noch einer Idee ähnlich sein', denn eine Idee ist absolut inactiv. ‚Daraus scheint zu folgen, dass Worte, die ein actives Princip bezeichnen, wie Seele oder Geist, streng genommen nicht für Ideen stehen, aber trotzdem sind sie nicht bedeutungslos, denn ich verstehe, was der Ausdruck Ich bedeutet, obwohl dies weder eine Idee, noch einer Idee ähnlich ist, sondern das, was denkt, will, Ideen empfängt und mit denselben operirt.'[2] Ebenso können wir den Worten Zahl, Kraft keine bestimmte Idee zu Grunde legen, dennoch stellen wir bezüglich Beider höchst evidente und nützliche Behauptungen auf.[3]

Diese Ausführungen könnten leicht zu der Meinung Anlass geben, als sei es Berkeley hier darum zu thun, Locke's Behauptung, Worte seien Zeichen für Ideen, in dem Sinne zu berichtigen, das Worte vielmehr Zeichen für vorgestellte Gegenstände seien. Dass dies jedoch, zum Mindesten in seiner Allgemeinheit, der Ansicht des Irländers nicht entspricht, erhellt schon daraus, dass wenigstens bezüglich der Aussenwelt der Satz Locke's, so universell gefasst, niemandem besser zusagen konnte als eben Berkeley, für den ja alle sogenannten Aussendinge nichts als Ideen sind. Uebrigens muss jedem schon bei den wenigen, im Laufe unserer Darstellung citirten Stellen aufgefallen sein, wie Berkeley ohne Unterschied bald von Ideen, bald von Gegenständen spricht; im Treatise sect. 1 und 2 werden ‚Ideen' und ‚Objecte der menschlichen Erkenntniss' ausdrücklich gleichgesetzt, — von einer Entgegenstellung derselben kann daher auch, wo es sich um die Bedeutung der Namen handelt, nicht die Rede sein. Es scheint sich vielmehr aus den angeführten Beispielen zu ergeben, dass für Berkeley hier zwei sehr verschiedene Gesichtspunkte massgebend waren: Worte wie Seele, Geist stehen nicht für Ideen, weil wir

[1] Treat. intr. sect. 19, auch Min. phil. a. a. O.
[2] Min. phil. dial. VII sect. 8.
[3] a. a. O. sect. 8—10.

nach Berkeley's Metaphysik vom thätigen Träger der Ideen überhaupt keine Idee haben können.[1] Auch bezüglich der Kraft wäre es zum Mindesten naheliegend genug, die Inactivität der Ideen geltend zu machen; aber Berkeley thut es nicht, und bezüglich der Zahl kann er es nicht thun, dasselbe gilt von den in demselben Sinne aufgeführten Worten wie Zufall und Schicksal,[2] was mag also Berkeley hier vorgeschwebt haben? Da er selbst den Punkt nicht weiter aufgeklärt hat, kann man eben nichts als eine Vermuthung aufstellen, und es liegt wohl am nächsten, an solche Worte zu denken, von denen man in gewöhnlicher Ausdrucksweise zu sagen pflegt, dass sie nicht einzelne Dinge, sondern Attribute oder Relationen bezeichnen. Sind alle Allgemeinbegriffe ihrem Wesen nach nur concret, so muss es mindestens sehr zweifelhaft sein, ob Gegenständen, denen für sich gar keine Existenz zukommt, überhaupt eine ‚präcise' Idee entsprechen kann. Es genügt z. B. nicht, bei dem Worte Zahl an Zwei oder Drei zu denken; denn auch davon kann man keine concrete Idee bilden, sondern nur von gezählten Dingen, — gleichwohl wenden wir in solchen Fällen Worte an, sie sind weit entfernt, bedeutungslos zu sein, aber es sind Worte ohne Ideen.

All dies ist für die Abstractionsfrage insofern von Belang, als Berkeley in der Verkennung dieser Thatsachen den Anlass zur irrthümlichen Annahme von abstracten Begriffen zu finden glaubt. Setzen wir voraus, ‚jeder Name, der etwas bezeichne, stehe für eine Idee, ... und ist es zugleich gewiss, dass Namen, die doch nicht für ganz bedeutungslos gelten, nicht immer denkbare Einzelvorstellungen ausdrücken, so lässt sich mit Strenge folgern, dass sie für einen abstracten Begriff stehen'.[3] So ist durch die hier dargestellte Theorie nicht nur eine in sich widerspruchsvolle Lehre zurückgewiesen, nicht nur eine neue Erklärung an Stelle der unhaltbaren gesetzt, sondern zugleich auch der Ursprung des alten, für alle Philosophie so verhängnissvollen Fehlers nachgewiesen.

---

[1] Vergl. Treatise sect. 135, worauf Berkeley an der in Rede stehenden Stelle selbst hinweist.

[2] Min. phil. dial. VII sect. 11.

[3] Treat. intr. sect. 19.

Werfen wir nunmehr einen kritischen Blick auf die hier in möglichster Gedrängtheit wiedergegebenen Ausführungen des Bischofs von Cloyne, so muss in erster Linie bezüglich seines Verhältnisses zu Locke hervorgehoben werden, dass der Charakteristik gegenüber, die dieser von der Abstraction gab, dasselbe Dilemma anzuwenden war, das jeder mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmenden Definition entgegengehalten werden muss, nämlich: entweder die Definition ist richtig, dann kann in der That das beschriebene Ding nicht existiren, — oder aber, die Definition ist falsch, und dann kann allerdings das fragliche Ding noch ganz wohl existiren, natürlich aber theilweise mit anderen Merkmalen als den ihm in dieser Definition ertheilten. Berkeley hat nun den fundamentalen Fehler begangen, von diesem Dilemma nur das eine Glied zu berücksichtigen. Es wird heute Wenige geben, die sich seiner Polemik gegen Locke's Darstellung der Abstraction nicht anschliessen möchten; aber wenn man auch zugeben muss, dass in den meisten Fällen das ‚Abtrennen' metaphysischer oder logischer Begriffstheile bei Weitem nicht so selbstverständlich vor sich geht, als Locke anzunehmen scheint, wenn man ferner den von Locke postulirten Widerspruch zurückweisen muss, wäre damit implicite schon die Möglichkeit aller Abstraction aufgehoben? Kann es nicht darum noch immer abstracte Begriffe geben, wenn sie nur auf anderem Wege entstanden, und von denen Locke's noch insofern verschieden sind, als sie nicht die Conception eines Widerspruches voraussetzen?

Dass dem scharfsinnigen Denker gerade diese Seite der Frage entging, muss um so mehr bedauert werden, als einige in seiner Darstellung als Inconsequenzen erscheinende Zugeständnisse, gehörig ausgebildet, zu einer viel befriedigenderen Erklärung der Abstractionsphänomene hätten führen müssen, als Berkeley auf dem von ihm eingeschlagenen Wege gelingen konnte.

Die eine dieser Concessionen finden wir am klarsten in folgender Weise formulirt: ‚Ich bestreite nicht, dass' der menschliche Geist ‚in gewissem Sinne abstrahiren kann, insofern nämlich, als Dinge, die in Wirklichkeit für sich zu existiren vermögen oder so percipirt werden können, auch abgesondert

vorgestellt, oder eines vom andern abstrahirt werden können, z. B. der Kopf eines Menschen von seinem Leib, Farbe von Bewegung, Gestalt von Gewicht.'[1] Dem zufolge erleidet die allgemeine Behauptung, es gebe keine Abstracta, schon sehr beträchtliche Ausnahmen. Zwar meint Berkeley, man pflege das Wort Abstraction gewöhnlich nicht in diesem Sinne zu gebrauchen, aber schon das kann nicht durchaus zugegeben werden. Wollte man z. B. die Körper nur in Bezug auf Gestalt und Farbe betrachten, dagegen von allen anderen Eigenschaften derselben, z. B. Gewicht, Solidität u. s. w. absehen, so würde wohl Niemand, der den Raum nicht etwa für eine ,Anschauung' a priori hält, Anstand nehmen, einen solchen Körperbegriff zwar minder abstract als den geometrischen, aber abstracter als den physikalischen Begriff des Körpers zu nennen, — und doch unterscheidet sich unser Begriff von dem letztgenannten nur dadurch, dass von diesem alle nicht direct durch den Gesichtssinn wahrgenommenen, also gewiss auch für sich percipirbaren Merkmale weggelassen wurden.

Man braucht darum noch gar nicht so weit zu gehen, wie William Hamilton, der in seinen Vorlesungen über Metaphysik[2] im Anschlusse an Laromiguière sogar von einer ,Abstraction der Sinne' spricht und zur Erläuterung folgende Darlegung des Letzteren reproducirt: ,Da wir mit fünf verschiedenen Organen ausgestattet sind, deren jedes dazu dient, eine bestimmte Classe von Perceptionen und Vorstellungen uns zu Gemüth zu führen, theilen wir natürlich alle sensiblen Objecte in fünf Qualitätsclassen ein. Der menschliche Körper ist demnach sozusagen selbst eine Art Abstractionsmaschine. Die Sinne können nichts als abstrahiren. Könnte das Auge nicht Farben abstrahiren, so müsste es diese verschmolzen mit Gerüchen und Geschmäcken sehen, und Gerüche und Geschmäcke müssten nothwendig Objecte des Gesichts sein'. Hier ist nun wirklich das Wort Abstraction ganz unglücklich angewendet. Denn jedenfalls muss unter Abstraction, mag es nun eine solche geben oder nicht, ein psychischer Act verstanden werden, durch

---

[1] Min. phil. dial. VII sect. 8.

[2] Lectures on metaphysics and logic, ed. Mansel und Veitch, Edinburgh und London 1870. Bd. II. S. 284 ff.

den eine oder mehrere Vorstellungen aus einem grösseren Vorstellungscomplexe ausgeschieden oder doch hervorgehoben werden; ehe also ein solcher vorhanden ist, kann von keiner Abstraction die Rede sein. Wird daher auch, was gewiss nicht selbstverständlich ist, eingeräumt, dass die Ursachen mehrerer Vorstellungen einer Substanz anhaften, so sind dann zwar Complexe realer Qualitäten gegeben, nicht aber Vorstellungscomplexe, von denen allein erst abstrahirt werden könnte. Dass hingegen ein solcher Einwand bei den von Berkeley berührten Fällen nicht angebracht werden kann, leuchtet auf den ersten Blick ein; denn sind Vorstellungen auch abgesondert, von einander percipirt worden, so können sie doch durch Association eng genug an einander geknüpft sein, um zur Loslösung eines besonderen psychischen Actes zu bedürfen.

Von einer Beschränkung des Wortes Abstraction wird also besser Umgang genommen werden; darum ist indessen Berkeley's Unterscheidung an sich durchaus nicht werthlos. Unabhängig percipirbare Vorstellungselemente (vor Allem kommen hier solche in Betracht, welche gleich denen im obigen Beispiele dem Gebiete verschiedener Sinne angehören) haften in der That weit weniger fest an einander, als solche, die stets nur zusammen wahrgenommen werden können; darum gelingt dort in der Regel die Abstraction in weit vollkommenerem Maasse als hier. Ich kann mir ganz gut ein Stück Steinsalz vorstellen und dabei von dessen Geschmack völlig absehen, während es mir unmöglich wäre, ein solches Mineral ohne jede Farbe zu denken.

Auf ganz ein anderes Gebiet gehörig und völlig unzutreffend ist jedoch Berkeley's Beispiel vom Kopf und Leib des Menschen; denn, wenn er damit auch die Fähigkeit, physische Theile von einander zu sondern, durch die Bedingung selbstständiger Existenz oder eben solcher Wahrnehmbarkeit einzuschränken sucht, gibt er unausweichlich unhaltbaren Consequenzen Raum, die sofort zu Tage treten, sobald man versucht, diesen Grundsatz bei dem wichtigsten unserer Sinne, dem Gesicht, zur Anwendung zu bringen. Percipiren wir einen Gegenstand durch directes Sehen, was auf einen Blick geschehen kann, wenn er klein oder fern, mittelst Augenbewegung dagegen, wenn er gross oder nah ist, so müssen wir

gleichzeitig seine Umgebung mitpercipiren; diese mag wechseln, aber immer wird irgend eine sich der Wahrnehmung aufdrängen. Es scheint also, dass wir bei der Vorstellung eines direct gesehenen Gegenstandes von einer Umgebung (was bei Berkeley so viel besagt als von einer concreten Umgebung) unmöglich abstrahiren können, wenn Berkeley's Einschränkung begründet ist. Nicht ganz dasselbe gilt nun allerdings von einem indirect gesehenen Object. Zwar ist durch Augenbrauen, Nase und Wangen das binoculare Gesichtsfeld nach oben und unten, das monoculare auch nach innen in sichtbarer Weise begrenzt, so dass jedes Object, möchte es in den angegebenen Richtungen auch noch so weit vom Fixationspunkte abstehen, immer noch, wenn überhaupt sichtbar, die bezeichneten Theile des Antlitzes zur Umgebung hätte. Aber nach aussen ist jedes Gesichtsfeld offen, natürlich nicht ins Unendliche, aber doch so, dass ein Begrenzendes hier nicht wahrgenommen wird. Auf diesen Umstand könnte man sich nun zur Vertheidigung Berkeley's berufen, da es doch mindestens möglich sei, die Axe eines Auges so zu stellen, dass der fragliche Gegenstand gerade an die Grenze des Sehfeldes zu liegen käme, und so wenigstens theilweise ohne Umgebung percipirt würde. Wer dieses behauptete, übersähe jedoch, einmal dass eine solche Stellung zufällig nur äusserst selten eintreten könnte, einer Absicht aber, sie herbeizuführen, sich wohl keiner, dem es nicht etwa um das Experiment zu thun war, zu erinnern weiss, — ferner, dass die Bilder an diesem äussersten Ende des Gesichtsfeldes so schwach und undeutlich sind, dass sie kaum mehr vermögen als die Reproduction von vorher durch directeres Sehen erhaltenen Perceptionen zu erleichtern, ein Gegensatz so indirect erhaltener Bilder gegen directer erhaltene daher die Reproduction gewiss nicht zu Gunsten der ersteren beeinflussen würde. Uebrigens scheint auch die Erfahrung eines Jeden ganz unzweideutig zu zeigen, dass, wenn wir uns eines gesehenen Gegenstandes erinnern, wir denselben als möglichst direct (selbst mit Zuhilfenahme der Augenbewegung) gesehen zu repräsentiren pflegen, — kurz, Alles weist darauf hin, dass auch das indirecte Sehen in unserem Falle von keinem Nutzen sein könnte. Es ergibt sich daraus von selbst, dass, wenn Berkeley Recht hat, wir völlig ausser Stande sind, die Idee eines Gegenstandes von

der einer ganz bestimmten Umgebung zu abstrahiren. Dies widerspricht aber aller Erfahrung; und auch Berkeley hätte gewiss Anstand genommen, explicite aufrecht zu erhalten, was, wie wir sehen, implicite mit seiner Behauptung stehen und fallen muss.

Wir hätten uns bei diesem scheinbar so minutiösen Falle kaum so lange aufgehalten, wenn Berkeley's Beispiel nicht eines von denen wäre, welche die richtige Lösung der Hauptfrage ganz besonders nahe legen. Mag einer auch über seine Fähigkeit, von metaphysischen oder logischen Theilen abzusehen, zweifelhaft sein, so wird ähnliches Bedenken bei physischen kaum aufkommen. Keiner zweifelt daran, dass er von den verschiedenen Eindrücken, die sich etwa dem Auge oder Ohr auf einmal darbieten, in sehr verschiedener Weise Notiz nimmt. Fragt man aber einen, der sich nie mit philosophischen Speculationen beschäftigt hat, wie ihm dies oder jenes entgehen konnte, was er unzweifelhaft vor Augen gehabt haben muss, so antwortet er etwa einfach, er habe eben auf etwas ganz Anderes Acht gegeben. Dabei ahnt er natürlich nicht, dass seine Antwort den Gesichtspunkt enthalte, unter dem vielleicht eine vieldiscutirte philosophische Streitfrage ziemlich einfach zu entscheiden wäre.

Es ist übrigens leicht zu zeigen, dass auch Berkeley selbst den Schlüssel zur Beseitigung aller Schwierigkeit in Händen hält, ja zuweilen unwillkürlich benützt, — und es ist auffallend genug, dass er dennoch von dessen eigentlicher Bedeutung keine Ahnung zu haben scheint. ‚Die Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten zu unterscheiden‘, sagt er einmal,[1] ‚die zwischen unseren Ideen bestehen, zu sehen, welche Ideen in einer zusammengesetzten Idee enthalten sind und welche nicht, dazu ist nicht mehr erforderlich, als eine aufmerksame Wahrnehmung dessen, was in meinem eigenen denkenden Geiste vorgeht.‘ Diese Stelle müsste, alleinstehend, sehr befremden; es ist nicht abzusehen, wie man Elemente eines Ideencomplexes unterscheiden kann, wenn man diese Elemente, die doch Abstracta sein müssten, nicht vorzustellen vermag. Aber die Stelle wird vollkommen verständlich, wenn

[1] Treat. intr. sect. 22.

man eine andere zu Rathe zieht, welche das zweite und wichtigste der oben berührten Zugeständnisse des irischen Philosophen enthält; sie lautet: ‚Es muss hier zugegeben werden, dass es möglich ist, eine Figur blos als Dreieck zu betrachten, ohne dass man auf die besonderen Eigenschaften der Winkel oder Verhältnisse der Seiten achtet. Insofern kann man abstrahiren, aber dies beweist keineswegs, dass man eine abstracte, allgemeine, mit innerem Widerspruch behaftete Idee eines Dreiecks bilden könne. In gleicher Weise können wir Peter, insofern er ein Mensch ist, oder insofern er ein lebendes Wesen ist, betrachten, ohne die vorerwähnte abstracte Idee eines Menschen oder eines lebenden Wesens zu bilden, indem nicht alles Percipirte in Betracht gezogen wird.‘[1] In der That, damit könnte sich der eifrigste Vertreter des Conceptualismus zufrieden geben.[2]

Um die Tragweite dieser Worte zu ermessen, um zugleich zu erkennen, wie der Irländer, und wäre es auch zum Schaden seiner Consequenz, der Wahrheit zuweilen näher kommen konnte, als viele seiner Nachfolger, muss man auf den Zusammenhang Rücksicht nehmen, in dem er sich zu diesem Ausspruche gedrängt fühlt. Gemäss den oben reproducirten Erörterungen über die Allgemeinheit von Ideen und Worten lässt sich zwar vielleicht denken, wie wir dazu gelangen können, allgemeine Sätze aufzustellen, wie sind wir aber im Stande, sie zu beweisen? Die von Berkeley betonte Repräsentation kann hier augenscheinlich keinen Dienst leisten; denn repräsentirte auch die Vorstellung *a* die ähnlichen *b*, *c*, *d*, u. s. f., so sind die letzteren doch nur ähnlich, nicht gleich *a*, und nicht Alles, was von *a* bewiesen werden könnte, muss darum für die übrigen Geltung haben, — inwiefern aber *a* die anderen Vorstellungen vertritt, ist durch die einfache Thatsache der Repräsentation völlig unbestimmt gelassen. Berkeley verkennt keineswegs das Vorhandensein einer Schwierigkeit, er selbst wirft die Beweisfrage auf, und fährt dann (a. a. O.) fort: ‚Ich antworte darauf, dass, obschon die Idee, die ich im Auge habe, während ich den Beweis führe, z. B. die eines gleichschenkligen, recht-

[1] Treat. intr. sect. 16.

[2] Vergl. Ueberweg's Uebersetzung des Treat. (Berlin 1869, Bd. 12 der Kirchmann'schen ‚philos. Bibliothek‘) S. 109, Anmerk. 5.

winkligen Dreiecks ist, dessen Seiten von einer bestimmten Länge sind, ich nichtsdestoweniger gewiss sein kann, derselbe Beweis finde Anwendung auf alle anderen geradlinigen Dreiecke, von welcher Form und Grösse dieselben immer sein mögen, und zwar darum, weil weder der rechte Winkel, noch die Gleichheit zweier Seiten, noch auch die bestimmte Länge der Seiten irgendwo bei der Beweisführung in Betracht gezogen worden sind'. Uebrigens liegt auch in diesen Worten nur, was schon die erst citirte Stelle enthält, nämlich: dass es in unserer Macht liegt, die Aufmerksamkeit bei der Betrachtung eines Individuums in solchem Maasse auf einige Merkmale desselben zu concentriren, dass wir in Folge dessen von den übrigen Attributen absehen können. Wenn sich das aber so verhält, dann ist auch ein grosser Theil von Berkeley's Polemik völlig gegenstandslos. Denn gehört die Aufmerksamkeit auch zu jenen Thatsachen des geistigen Lebens, für deren Erklärung die Psychologie noch am allerwenigsten gethan hat, so kennen wir sie doch, Dank der inneren Erfahrung, gut genug, dass die Frage nach der Abstraction wenigstens als gelöst zu betrachten ist, sobald sich diese, wie dem Verfasser kaum zweifelhaft sein kann, auf die Phänomene der Aufmerksamkeit und der Ideenassociation zurückführen lässt.

Die letzten Erörterungen haben uns von Berkeley's negativen Aufstellungen über Abstraction zu dessen positiven über Verallgemeinerung, von der Frage nach dem Inhalt zur Frage nach dem Umfang der Begriffe, sowie dem Verhältniss von Inhalt und Umfang zu einander geführt, einem Thema, über das auch in der neueren Logik und Psychologie vielfach noch ziemliche Unklarheit herrscht. Es empfiehlt sich daher wohl, ehe wir in der Prüfung Berkeley's fortfahren, erst selbst ein wenig nach Klarheit zu suchen. Haben wir diese einmal gewonnen, dann wird auch die Beurtheilung sowohl Berkeley's als seiner Nachfolger viel rascher und sicherer von Statten gehen, ja wir werden uns, so weit wir auf neuere Leistungen zu sprechen kommen, leicht jeder Kritik enthalten können, da der Vergleich sich dem Leser von selbst aufdrängen wird.

Berkeley selbst hat uns, wie wir sahen, den Gesichtspunkt gegeben, unter dem sowohl die Berechtigung seiner

Haupteinwendungen gegen Locke, als auch das Vorhandensein abstracter Ideen anerkannt werden kann. Wie die Aufmerksamkeit sich bei der Bildung abstracter Begriffe aus concreten thätig erweist, das erkennt jeder leicht, der auf sein eigenes Geistesleben achtet, und eine weiter unten (S. 249 f.) wiederzugebende Darlegung John Stuart Mill's wird noch ein Uebriges thun, den Vorgang klar zu stellen. Ebenso ist es selbstverständlich, dass das, was die Logiker den Inhalt eines Begriffes nennen, bei abstracten Begriffen nur mit dem durch die Aufmerksamkeit hervorgehobenen Theile des betreffenden concreten Vorstellungscomplexes zusammenfällt, während in den Umfang dieses Begriffes alle Individuen gerechnet werden müssen, welche sämmtliche den Inhalt desselben ausmachende Attribute an sich tragen. Sobald wir nun aber daran gehen wollen, das Verhalten von Abstract und Concret zu Universell und Particulär auseinanderzusetzen, tritt uns sofort ein Hinderniss entgegen, das schon mancher philosophischen Untersuchung verhängnissvoll geworden ist, Unsicherheit und Verwirrung in der Terminologie.



Von vielen wurden und werden nämlich die in Rede stehenden Ausdrücke ganz unterschiedlos für einander gebraucht, so dass J. St. Mill sich in Folge dessen berechtigt glaubte, die gewissermassen bestimmungslos gewordenen Worte abstract und concret im Anschlusse an die scholastische Diction zur Bezeichnung eines Unterschiedes in der Classe der allgemeinen Namen zu verwenden.[1] Auch in Deutschland haben Manche (z. B. Ueberweg, Siegwart) diese Ausdrucksweise acceptirt; dennoch widerspricht sie noch immer dem gewöhnlichen Sprachgebrauche genug, dass eine Erwägung, ob denn gar nichts zu Gunsten des Letzteren anzubringen wäre, gewiss nicht verspätet genannt werden kann. Eines mindestens scheint ausser Zweifel: wer behauptet, dass die Prädicate allgemein und abstract, oder besonder und concret sich allemal von denselben Begriffen aussagen lassen, meint in der Regel damit eine sehr wichtige psychologische Thatsache anerkannt, keineswegs aber blos eine leere Tautologie gesagt zu haben; als gleichbedeutend gelten also diese Worte auch dem gewöhn-

[1] Vergl. System of logic. b. I, chapt. II, §. 4.

lichen Sprachgebrauche keineswegs. Jedermann erkennt im Gegentheil bei geringer Ueberlegung, dass die Worte allgemein und particulär auf den Umfang, die Worte abstract und concret auf den Inhalt der Vorstellungen gehen. Allgemein ist ein Begriff, dem mehrere Gegenstände entsprechen oder doch entsprechen können, particulär oder individuell hingegen der, welcher ohne Widerspruch oder wenigstens ohne unendlich grosse Unwahrscheinlichkeit eine Beziehung auf mehr als ein Object nicht zulässt.[1] Auf der andern Seite liegt es am nächsten, jeden Begriff abstract zu nennen, der als das Resultat einer Abstraction erscheint, während jeder, an dem noch nichts derartiges vorgegangen ist, als concret zu bezeichnen sein wird.[2]

Eine Definition von der Art wie die beiden letzten könnte leicht ein idem per idem genannt werden, denn im Grunde besagen Beide doch nicht mehr als: ‚abstract heisst, was abstrahirt ist', — allein jedenfalls ist dies das Naheliegendste und schon dieser Umstand ist bei Divergenzen im Sprachgebrauch ein Vortheil. Uebrigens kann aber auch nicht gut daran gezweifelt werden, dass diese Definition für J. St. Mill nicht minder massgebend gewesen ist. Er spricht sich zwar (a. a. O.) dagegen aus, ‚den Ausdruck ‚abstracter Name' auf alle Namen anzuwenden, welche das Ergebniss der Abstraction ... sind', — was konnte ihn aber bestimmen, auch nur die Namen der Atribute ‚abstract' zu nennen, wenn nicht eben der Umstand, dass diese als ‚Ergebniss der Abstraction' gelten?

---

[1] In den meisten Definitionen bleibt die physische Unmöglichkeit unberücksichtigt, aber mit Unrecht, wie wir sehen werden. — Ungenügend wäre es, den Individualbegriff als einen zu bestimmen, ‚unter dem nur ein Object vorgestellt wird'; denn das gilt auch von jedem Allgemeinbegriff, sofern er sich nicht etwa auf ein Collectiv bezieht. Sagt man: ‚ein Mensch', so stellt man sich gewiss nicht mehrere vor; aber jeder Mensch kann dieser eine sein, der Begriff ist also ohne Frage universell.

[2] Drobisch (neue Darstellung der Logik, 3. Aufl., Leipzig 1863, §. 19, S. 21 ff.) bezieht abstract und concret, sowie allgemein und besonder auf Gattung und Art, gebraucht diese Namen also relativ. Dagegen ist jedoch einzuwenden, dass hiezu Bezeichnungen wie: allgemeiner und weniger allgemein, abstracter und weniger abstract gewiss deutlicher wären, indess andererseits in Folge jener Ausdrucksweise auch für die von uns individuell und concret genannten Begriffe die Termini fehlen.

Kann dies aber von Weisse, Menschenthum, Alter ausgesagt werden, so gewiss auch von weiss, Mensch, alt; die letzteren Namen (respective Begriffe) von der Classe auszuschliessen, der die ersteren angehören, obwohl die specifische Differenz der Classe allen in gleicher Weise eigenthümlich ist, kann daher nur als ein logischer Fehler betrachtet werden. Damit ist natürlich durchaus nicht in Abrede gestellt, dass ein Unterschied besteht zwischen den Namen der Attribute und denen der Gegenstände, und um diesem Unterschiede auch im Ausdrucke gerecht zu werden, ohne neue Namen erfinden zu müssen, möchte es vielleicht angemessen sein, die erstgenannte Gruppe als ‚Abstracta im engeren Sinne‘ den Abstractis in der weiteren Bedeutung des Wortes entgegenzustellen.

Ist die Terminologie in dieser Weise geregelt, so kann keiner der in Rede stehenden Ausdrücke überflüssig heissen; denn jedem derselben entspricht ein ganz bestimmter, eigenthümlicher Begriff, und wenn sich zwei dieser Begriffe auf denselben Gegenstand beziehen sollten, so wären sie darum nicht weniger verschieden als etwa die Begriffe: ‚bei 0° Celsius gefrierend‘ und: ‚aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehend‘, die bekanntlich beide von demselben Dinge, dem Wasser, ausgesagt werden können.

Besteht nun aber wirklich eine solche Coincidenz? Dass ein Begriff zugleich allgemein und individuell sein könnte, wie Drobisch meint,[1] oder zugleich abstract und concret, wie James Mill[2] und Alexander Bain[3] aufstellen, ist durch die obigen Definitionen von selbst ausgeschlossen, — dagegen dürfte die oft gehörte Behauptung des umgekehrten Quantitätsverhältnisses von Umfang und Inhalt eines Begriffes[4] um so bereitwilligere Zustimmung finden. Das fragliche Gesetz lässt sich etwa so aussprechen: je grösser der Umfang eines Begriffs, desto kleiner der Inhalt; je grösser der Inhalt, desto kleiner der Umfang. Anders ausgedrückt: je allgemeiner, desto abstracter; je weniger

[1] a. a. O. S. 23.
[2] Analysis of the phenomena of the human mind ed. J. St. Mill London 1869, vol. I ch. VIII S. 269 f.
[3] Logic part I. deduction London 1870, S. 7 §. 10.
[4] Vergl. z. B. Hamilton a. a. O. Lecture XXXIV Schluss (S. 298 f.).

abstract, desto weniger allgemein. Ist der Inhalt = 1 (einfacher Begriff), so ist der Umfang unendlich gross. Ist der Inhalt unendlich gross (das wird gewöhnlich als Eigenthümlichkeit concreter Vorstellungen angegeben), so ist der Umfang = 1, d. h. jede concrete Vorstellung ist individuell, jede individuelle concret, woraus sich von selbst ergibt, dass auch alle Abstracta allgemein, alle Universalbegriffe abstract sind. Umfang und Inhalt bestimmen sich also gegenseitig.

Dass zunächst in der That alle concreten Vorstellungen zugleich auch individuell sind, muss jedem klar sein, der bedenkt, dass jede concrete Vorstellung eines psychischen oder physischen Objectes ganz bestimmte Daten der Zeit, respective des Raumes und der Zeit enthält und in keinem der beiden Fälle eine Mehrheit von Vorstellungsgegenständen angenommen werden kann, wenn auch der Grund, der diese Annahme verbietet, dort und hier nicht völlig gleichartig ist. Im ersten Falle schlösse die entgegengesetzte Behauptung einen Widerspruch in sich; denn wenn irgend etwas, so wird durch das Wort Identität das Verhältniss eines psychischen Phänomens zu einem psychischen Phänomen bezeichnet, das mit jenem in allen Stücken, die Zeit eingerechnet, übereinstimmt. Nicht so im zweiten Falle; der noch schwebende Streit der Psychologen, ob man an ein und demselben Orte zugleich verschiedene Farben sehen könne,[1] beweist mindestens, dass eine solche Annahme nicht absurd ist. Das Gesetz der Undurchdringlichkeit der Körper ist nicht analytisch; und ist es nicht widersprechend, dass verschiedene Gegenstände gleichzeitig einen Raum einnehmen könnten, so ist nicht abzusehen, warum diese Gegenstände ihre verschiedene Individualität einbüssen sollten, wenn sie zufällig sonst in jeder Hinsicht übereinstimmten. Von praktischer Bedeutung ist diese Distinction natürlich nicht; denn hat das Gesetz der Undurchdringlichkeit nicht mathematische, so hat es doch jedenfalls physische Sicherheit, — aber dies konnte uns nicht davon dispensiren, bereits in der obigen Definition des Individuellen diesen Unterschied namhaft zu machen.

---

[1] Vergl. Helmholtz Handbuch der physiologischen Optik (Karsten's allgemeine Encyklopädie der Physik, Bd. IX), Leipzig 1867, §. 20 S. 273 ff.

Also die Daten der Zeit, beziehungsweise des Raumes und der Zeit, weisen unzweideutig auf ein Individuum; will man dagegen von Raum und Zeit absehen, so kann das nur durch Abstraction geschehen, und die fragliche Vorstellung hört damit auf, eine concrete zu sein. Das ist aber nicht etwa so zu verstehen, als ob die concrete Vorstellung alle dem vorgestellten Gegenstande eigenthümlichen Merkmale enthalten müsste; deren mag es unendlich viele geben, viele mögen den Sinnen erst spät, viele gar nicht zugänglich werden, — die Zahl der Elemente des concreten Begriffs bleibt dagegen eine beschränkte, nicht einmal alle dem Vorstellenden bekannten Attribute des Objectes müssen in der Vorstellung enthalten sein, ja sie können es oft gar nicht, namentlich wenn diese Attribute Relationen zu andern Objecten voraussetzen. Das Concretum umfasst eben nichts als den Complex von Merkmalen, die sich vermöge der Natur des Gegenstandes den Sinnen auf einmal aufdrängen, also vor Allem die, welche unter Vermittlung des eben am meisten in Anspruch genommenen Sinnes, in der Regel des Gesichts, zum Bewusstsein gelangen, — Daten anderer Sinne wohl nur, wenn sie sich in so auffallender Weise geltend machen, dass sie mit den ersteren sofort eine starke Association eingehen, die sich im Falle späterer Reproduction gar nicht oder sehr schwer lösbar erweist. So mag z. B. das Gesichtsbild eines Wasserfalles sich für den nahestehenden Beschauer mit der gleichzeitig wahrgenommenen Gehörsempfindung des Rauschens vielleicht zu dem Ganzen einer concreten Vorstellung vereinigen; vielleicht verhalten sich auch verschiedene Subjecte demselben Gegenstande gegenüber verschieden. Uebrigens sei, um Misverständnisse zu verhüten, hier ausdrücklich hervorgehoben, dass, sobald der Beobachter in unserem Beispiele den Gegenstand der Vorstellung als ‚diesen Wasserfall' bezeichnet, er damit nicht nur das Vorhandensein einer concreten, sondern auch das einer abstracten Vorstellung verräth; denn jene Worte sagen bereits eine Subsumtion des eben wahrgenommenen Phänomens unter eine Classe aus, was ohne allgemeine (und daher abstracte) Idee nicht geschehen kann.

Eines Falles ganz eigenthümlicher Art, der aber auch in diesem Zusammenhange wenigstens erwähnt zu werden verdient,

gedenkt A. Bain. ‚Beim Sehen,' meint er,[1] ‚können wir mehr mit den muskularen Elementen beschäftigt sein als mit den optischen und umgekehrt; aber wir können die beiden nicht ganz von einander trennen.' Hier wären also Daten ganz verschiedener Sinne (Gesichtsempfindung und Muskelgefühl) immer und überall zu einem Concretum verschmolzen; fraglich bleibt nur, ob Bain mit der Behauptung der Untrennbarkeit Recht hat, und das muss bei dem Umstande, dass nichts der Aufmerksamkeit leichter entgeht als Muskelempfindungen, mindestens sehr zweifelhaft bleiben.

Also alle concreten Begriffe sind particulär; sind aber auch alle particulären Begriffe concret? Schon Hamilton hat versucht, das Vorhandensein particulärer Abstracta zu constatiren. ‚Die Vorstellung von der Gestalt des Pultes vor mir,' sagt er,[2] ‚ist eine abstracte Idee, ... aber sie ist zugleich individuell, denn sie repräsentirt die Gestalt dieses besonderen Pultes und nicht die irgend eines anderen Körpers.' Aber so unangreifbar dies auch sein mag, wenn man mit Hamilton eine Substanz, deren Vorstellung angeboren ist, den sensiblen Qualitäten zu Grunde legt, so bedenklich muss es andererseits erscheinen, eine so vielbestrittene metaphysische Theorie ohne Erörterung derselben als Basis psychologischer Untersuchung zu verwenden. Stellt man sich einen Augenblick auf den Standpunkt von Hamilton's Gegnern, betrachtet man die äusseren Gegenstände, um mit J. St. Mill zu sprechen,[3] blos als ‚Gruppen von Sensationen', so erkennt man sofort, wie unglücklich es war, gerade die Gestalt als Beispiel herauszugreifen. Die Gestalt bestimmt die Ausdehnung des Pultes, aber auch dessen Farbe tritt in ganz bestimmter Gestalt auf, und diese letztere Gestalt coincidirt ohne Frage vollkommen mit der ersteren; haben wir es aber darum nur mit einer Gestalt zu thun? Dies muss um so mehr bezweifelt werden, als Ausdehnung und mit ihr Gestalt des Pultes auch noch durch den Tastsinn percipirt werden können, während die

[1] Mental and moral science, London 1875, S. 177.

[2] Lectures a. a. O. S. 287f.

[3] An examination of Sir William Hamilton's philosophy chapt. XI, in der dem Verfasser allein zugänglich gewesenen französischen Uebersetzung von Cazelles (Paris 1869) S. 216.

Farbe und die auf diese bezügliche Gestalt doch dem Gebiete des Gesichtssinnes angehört. Um was handelt es sich demnach, all dies als richtig angenommen, wenn von Gestalt des Pultes die Rede ist? Offenbar um eine Mehrheit, und damit hat der abstracte Begriff aufgehört, ein individueller zu sein.

Wir haben zwar hier die Autorität J. St. Mill's für uns in Anspruch genommen; dennoch würde dieser unsere Objection gegen seinen Gegner Hamilton schwerlich unterstützen. Coincidirt wirklich z. B. die gesehene und getastete Gestalt vollständig, so würde er wohl kein Bedenken tragen, beide nicht nur für gleich, sondern für identisch zu nehmen. Denn er geht in dieser Richtung noch viel weiter. Indem er sich für berechtigt hält, völlig gleiche Attribute für identisch zu setzen, creirt auch er eine ganze Classe abstracter Individualien, abstract in seinem, folglich jedenfalls auch in unserem Sinne. ‚Wenn nur ein Attribut,' meint er,[1] ‚das weder Grades- noch Artunterschiede zulässt, durch den Namen bezeichnet wird, wie Sichtbarkeit, Greifbarkeit, Gleichheit, Viereckigkeit, Milchweisse, — dann kann der Name kaum als ein allgemeiner betrachtet werden; denn obgleich er ein Attribut vieler verschiedener Objecte bezeichnet, so wird das Attribut selbst doch immer als eines, nicht als eine Vielheit gedacht'. Ohne Frage hat Mill hier den Sprachgebrauch in ganz ausserordentlichem Umfange für sich. Täglich sagt man und hört man sagen, diese und jene Dinge hätten dieselbe Grösse, dieselbe Farbe u. s. f., — aber fast eben so oft kommt der Ausdruck gleiche Farbe, gleiche Grösse etc. für dieselben Fälle vor, so dass es doch höchst bedenklich erscheinen muss, sich blos auf die erste Redeweise zu stützen, da die zweite doch hinlänglich beweist, wie wenig der gemeine Gebrauch die Worte Identität und Gleichheit auseinanderzuhalten weiss. Es bleibt also nichts übrig, als sich den Sinn beider Namen selbst möglichst deutlich zu machen. In der That, wollte man nichts identisch nennen, was ‚sich für unsere Sinne nicht durch dieselben Einzelempfindungen kundgibt,' so müsste, wie Mill mit Recht gegenüber Herbert Spencer geltend macht,[2] ‚auch das Menschenthum

---

[1] Logik Buch I Cap. II §. 4.

[2] a. a. O. Buch II Cap. II §. 4 Anmerkung.

eines und desselben Menschen in diesem Augenblicke und eine halbe Stunde später als verschieden betrachtet werden'. Nicht einmal absolute Gleichheit der Empfindungen ist erforderlich; wir betrachten einen Gegenstand meist auch dann noch als identisch, wenn wir ihn zu verschiedener Zeit an verschiedenen Orten wahrnehmen, und so wenig geht die Gleichheit stets mit der Identität zusammen, dass, wenn wir die betreffenden zwei Perceptionen einander noch ähnlicher machen, indem wir unter Belassung der verschiedenen Ortsbestimmungen die Zeit für Beide gleichsetzen, gerade dadurch die Identität aufgehoben wird. Bezüglich der Identität bei Gegenständen scheint indessen kaum eine Unklarheit möglich, — wie steht es aber bei den Attributen? Gesetzt, wir hätten zwei congruente Dreiecke, *A* und *B*; ist nun die Dreieckigkeit von *A* identisch mit der Dreieckigkeit von *B*? — d. h. ist die Dreieckigkeit von *A* die Dreieckigkeit von *B*? Niemand wird bestreiten, dass *A* fortbestehen kann, auch wenn *B* vernichtet ist, — ebenso wenig wird angefochten werden, dass das Attribut an seinem Gegenstande haftet, mit ihm besteht, aber auch mit ihm vergeht. Gibt es nun *B* nicht mehr, so existirt auch nicht die Dreieckigkeit von *B*, dagegen existirt *A* und die Dreieckigkeit von *A* ungestört fort. Nun ist aber die Dreieckigkeit von *A* nach Mill die Dreieckigkeit von *B*, somit existirt dieselbe Dreieckigkeit und existirt doch wieder nicht, was wohl Niemand für möglich zu halten geneigt sein wird. — Was diese dem Anschein nach ziemlich müssigen Erörterungen darthun sollen, ist nur, dass wenn man bei gleichen Attributen verschiedener Dinge von Identität spricht, damit unmöglich Identität im strengen Sinne gemeint sein kann, und dass es ebenso ungenau ist, die allgemeine Vorstellung das ,Eine im Mannigfaltigen' zu nennen, wie Mill thut. Will man einmal ein Attribut als Individuum betrachten, so muss man dann auch so viele attributive Individuen anerkennen, als es reale gibt; Mill's ,Abstractum' muss daher genau so weit universell bleiben, als das zugehörige ,Concretum' allgemein ist; — dies war auch der Grund, weshalb wir schon oben (S. 199) diese ,Abstracta' zu den ,allgemeinen Namen' rechneten.

Jedenfalls ist in dieser Frage Hamilton der Wahrheit näher gekommen, denn er hat sich im Grunde nur in der

Wahl des Beispieles vergriffen. Hätte er statt der Gestalt etwa die Farbe seines Pultes vorgeführt, so wäre seine Behauptung wohl von jedem Standpunkte aus unanfechtbar. Sollten aber Beispiele individueller Abstracta nur unter den Vorstellungen von Attributen anzutreffen sein? Wenn ich an einen Freund denke, so habe ich sicher von ihm eine particuläre Vorstellung; aber ich weiss nicht, wo er sich eben jetzt befindet, jener Vorstellung fehlt also das Datum des Ortes, sie kann somit nicht mehr concret sein. — Ich komme an einen Ort, wo, wie ich weiss, mein Freund gewesen ist; allein ich weiss nicht wann, denke ich ihn daher an dieser Stelle, so muss ich die Zeit unbestimmt lassen. Aber auch ohne solchen besonderen Anlass denke ich an den Freund als in seinem Wesen den Wechsel von Raum und Zeit überdauernd, d. h. ich abstrahire in der Regel bei der Vorstellung dieses Menschen von Raum und Zeit. Dasselbe gilt auch von leblosen Gegenständen, sofern Raum oder Zeit nicht etwa ein wesentliches Merkmal derselben ausmacht. — Betrachten wir ein anderes Beispiel: In einem Sacke befinden sich unreife Aepfel; jemand nimmt einen Apfel heraus, geht hierauf zum Eigenthümer und bittet ihn um diesen Apfel. Der Eigenthümer aber, der in eine Arbeit vertieft ist, antwortet, ohne aufzusehen: ‚Du wirst ihn nicht geniessen können, er ist noch unreif'. Der Redende denkt hier gewiss nur an einen Apfel (der Andere hat ja nur einen genommen), er abstrahirt vom Raume (er weiss ja gar nicht, wo der Apfel ist), ebenso von einem bestimmten Augenblicke (der Apfel wird in einer Stunde noch eben so gut unreif sein, als er es vor einer Stunde war); aber noch mehr: er hat auch keine bestimmte Vorstellung von Farbe, Gestalt, Grösse des Apfels, denn wenn er auch jedes Stück seiner Aepfel von andern zu erkennen vermöchte, so kann er doch keinen ausschliesslich im Auge haben, denn er weiss nicht, welcher herausgenommen worden ist. — In gleicher Weise spreche ich von dem Schreiner, der meinen Schreibtisch hergestellt hat; ich denke nur ein Individuum, aber ich habe ihn nie gesehen, kann also unmöglich eine concrete Vorstellung von ihm haben. Betrachtet man endlich Vorstellungen wie: Der Weiseste von allen Menschen, der glänzendste von allen Sternen, so wird man auch nicht die Spur von etwas

Concretem antreffen, sie sind aber nichtsdestoweniger individuell; denn wären z. B. zwei Menschen weiser als alle anderen, so könnte man sie zwar die Weisesten von Allen, streng genommen aber Keinen von ihnen den Weisesten von Allen nennen.

Augenscheinlich sind also die abstracten Individualbegriffe keineswegs etwas so Seltenes, als noch selbst nach Hamilton's Weise, die Sache darzustellen, zu vermuthen war. Aber vielleicht gelingt es uns nun auch, die mannigfachen, aus der Erfahrung zusammengelesenen Fälle unter einige einheitliche Gesichtspunkte zu bringen. Offenbar kommt es vor Allem darauf an, zu ermitteln, was erforderlich ist, um einer Vorstellung den Charakter des Individualbegriffes zu geben. Auf dreierlei Weise scheint dies möglich zu sein: entweder 1. der Begriff ist concret, oder 2. sein Gegenstand wird in Relation gedacht zu einer concreten Vorstellung oder deren Gegenstand, und zwar in einer solchen Relation, die eine Mehrheit der Glieder auf Seite des erstgenannten Gegenstandes ausschliesst, oder endlich 3. die Relation bezieht sich auf alle Individuen der Classe, welcher der fragliche Gegenstand angehört, mit einziger Ausnahme eben dieses Gegenstandes selbst.

Die erste Art umfasst alle concreten Individualien und wurde bereits oben unter dem Titel der Concreta, mit denen sie ja ganz und gar zusammenfällt, abgehandelt. Dies ist die Form, in der jedes empirische Datum uns zuerst ins Bewusstsein kommt, und insofern sind die Concreta die Grundlage aller Erkenntniss. Aber Erkenntniss geht zunächst nicht auf unsere Vorstellungen, sondern auf deren Gegenstände, sie sucht das diesen Eigenthümliche von dem durch den betreffenden Vorstellungsact hinzugebrachten Zufälligen möglichst loszulösen, — damit wird aber fast immer gerade das entfallen, was die Vorstellung zur concreten macht, und schon daraus erhellt, dass die allermeisten Begriffe von Individuen Abstracta sein müssen.

Diese abstracten Individualbegriffe nun sind unter den zweiten und dritten der obigen Fälle zu subsumiren. Charakteristisch ist für den einen wie für den andern eine Relation; während aber in der zweiten Gruppe wenigstens das Correlat noch concret ist, fällt in der dritten Gruppe auch dies weg, so dass hier der Individualbegriff nur aus abstracten Begriffen besteht.

Von diesen beiden Classen ist die erste, als die bei Weitem umfangreichste, vor Allem wichtig. Hierher gehörige Beispiele sind die oben gegebenen vom Freunde, vom Apfel, vom Schreiner. Zur völligen Klarstellung mögen hier noch einige Bemerkungen Platz finden: Dass das Correlat hier immer individuell ist, also eine Verwechslung verhindert, dafür bürgt schon seine Natur als Concretum. Nicht dasselbe kann von jeder Relation gelten. Sage ich: ‚dieser Mensch' (den ich eben sehe oder gestern gesehen habe), so ist die Persönlichkeit vollkommen bestimmt; es liegt eine concrete Sinneswahrnehmung vor und ein Object, das als deren Ursache gedacht wird, — diese Sinneswahrnehmung konnte offenbar nur durch ein Object bewirkt werden, wobei darüber, ob dieses Object etwa ein Collectiv sei oder nicht, natürlich noch gar nicht präjudicirt ist. Das Concretum kann auch in mittelbarer Relation zum Gegenstande der Individualvorstellung stehen; so, wenn ich sage: Der Vater dieses Menschen. Auch hier ist die Individualität des Begriffes unzweifelhaft; hätte ich dagegen gesagt: Sohn dieses Menschen, Nachbar dieses Menschen, so wären das zunächst Allgemeinbegriffe, die zu ihrer Individualisirung noch einer näheren Bestimmung bedürften. — Es ist übrigens ziemlich selbstverständlich, dass es für den Charakter der in Rede stehenden Begriffe ganz einerlei bleibt, ob das Vorgestellte ein Ding oder ein blosses Attribut ist. Ein Beispiel der letzteren Art ist, von dem oben geltend gemachten Bedenken abgesehen, das von Hamilton erwähnte particuläre Abstractum; in der That, ob ich dieses Pult vorstelle, oder das Merkmal x dieses Pultes, in jedem Falle kann sich die Vorstellung nur auf einen Gegenstand beziehen.

Die zweite Art abstracter Individualbegriffe ist durch die Beispiele vom weisesten Menschen und schönsten Stern wohl genügend beleuchtet worden. Während in der vorigen Classe dem Vorhandensein mehrerer Gegenstände meist nur unendlich grosse Unwahrscheinlichkeit entgegenstand, ist dies hier durch den Satz des Widerspruches ausgeschlossen. In der Sprache entspricht diesen Vorstellungen, wie es scheint, eine eigene Ausdrucksform, der Superlativus singularis des Adjectivs.

Hat sich demnach aus unserer Untersuchung ergeben, dass nicht nur nicht alle, sondern nur die wenigsten Individual-

begriffe concret genannt werden können, so folgt nun von selbst, dass zwar alle Allgemeinbegriffe abstract, nicht aber alle Abstracta allgemein sind. Wie steht es nun aber mit dem scheinbar so plausiblen Gesetz vom umgekehrten Verhältniss, in dem Umfang und Inhalt der Begriffe sich verändern sollen?

Wird auch der Umfang eines einfachen Begriffes als unendlich gross zugegeben, so ist doch noch gar nicht abzusehen, warum nicht auch ein complexer Begriff unendlich viele Objecte unter sich begreifen könnte, auch wenn es deren weniger sein sollen als die, welche der einfache Begriff umfasste. Aber bezüglich des Inhaltes der Individualbegriffe lässt sich schon das Zugeständniss der Unendlichkeit in keiner Weise machen. Ein Begriff mit unendlich vielen Merkmalen wäre eine Forderung, die die Grenzen unserer Fassungskraft wohl weit überstiege; übrigens haben wir schon bei den concreten Individualvorstellungen nur eine beschränkte Zahl von Merkmalen antreffen können, — dass von den abstracten Individualien dasselbe nur noch in erhöhtem Grade gilt, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Wir denken zwar das Individuum als mit unendlich vielen (wenn auch uns unbekannten) Attributen ausgestattet, aber die Vorstellung von etwas Unendlichem hat doch sicher nicht selbst unendlich viele vorgestellte Bestandtheile. Zum Ueberfluss dürfte sich, wenn man nun einmal diese Attribute ins Auge fasst, schwerlich ein Grund angeben lassen, warum mehrere Individuen nicht auch in einer unendlichen Zahl von Attributen übereinstimmen könnten (das Zusammentreffen von Raum- und Zeitbestimmung natürlich ausgenommen). Hat ein Individuum wirklich unendlich viele Merkmale, und lässt man davon die (endlich vielen) seine Individualität voraussetzenden weg, so ist der Rest immer noch unendlich gross und kann ohne Widerspruch als allgemein gelten.



Wir haben ferner gefunden, dass Individualbegriffe, die doch alle gleichen Umfang haben, sehr verschieden grossen Inhalt aufweisen können. Auch liegt es auf der Hand, dass es Fälle gibt, wo ein Zuwachs oder eine Abnahme bezüglich des Inhaltes eines Begriffes den Umfang ganz unverändert lässt, nämlich, wenn man einem Gattungs- oder Artbegriff ein



Proprium dieser Gattung oder Art zufügt oder umgekehrt den in letzterer Weise complicirten Begriff durch Weglassung des Proprium auf den blossen Gattungs-, respective Artbegriff reducirt. Kurz, es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass das fragliche Gesetz, wenigstens in seiner Allgemeinheit, völlig unhaltbar ist. Drobisch hat daher den Versuch gemacht, dasselbe mindestens auf beschränktem Gebiete zu constatiren[1] und bezüglich einiger einfacher Fälle das Verhältniss von Umfang und Inhalt sogar in mathematische Formeln zu bringen.[2] Aber zu den schon von Ueberweg[3] geltend gemachten praktischen Bedenken gegen diese Formeln kommt noch ein theoretisches. Drobisch hat sich die Lösung seiner Aufgabe wesentlich erleichtert, ja einzig möglich gemacht durch seine Definition vom Umfange. Dieser ist nach ihm ‚die geordnete Gesammtheit aller einander beigeordneten Arten' des Objectsbegriffs,[4] es sind damit natürlich die niedrigsten Arten gemeint. Durch diese Definition ist aber der Sinn des Wortes Umfang ganz verschoben; gewöhnlich meint man damit doch die Gesammtheit der unter den fraglichen Begriff fallenden Individuen, während nach Drobisch bei den niedrigsten Arten ein Umfang gar nicht mehr in Frage kommen oder höchstens als Einheit betrachtet werden kann. Unter Voraussetzung des gewöhnlichen und wohl einzig statthaften Begriffes jedoch sind die in Rede stehenden Formeln unanwendbar; denn eben weil sie die niedrigsten Arten sämmtlich = 1 setzen, werden deren Umfänge als durchaus gleich behandelt, was der Wirklichkeit wohl kaum in irgend einem Falle entsprechen wird.



Abgesehen von dem mathematischen Theile wird man aber Drobisch's Modificationen nur beipflichten können. Nach ihm erhält das Gesetz diese Form: ‚In jeder Reihe einander untergeordneter Begriffe kommt demjenigen von je zwei mit einander verglichenen Begriffen, welcher einen grösseren Inhalt als der andere hat, ein kleinerer Umfang, und umgekehrt demjenigen, welcher einen grösseren Umfang als der andere hat,

[1] a. a. O. §. 26 S. 29f.

[2] ibid. S. 206ff. Logisch-mathematischer Anhang I.

[3] System der Logik 2. Aufl. Bonn 1865, §. 54 S. 104.

[4] a. a. O. §. 25 S. 28.

ein kleinerer Inhalt zu'. Es muss hier im Auge behalten werden, dass nur von einer Reihe subordinirter Begriffe die Rede und die Grösse von Zuwachs oder Abnahme ganz unbestimmt gelassen ist. Ueber diese Grenzen hinaus kann dem Gesetze nicht einmal eine annähernde Richtigkeit eingeräumt werden. —

Was sich aus unseren Betrachtungen ergeben hat, ist in Kurzem dies: Für die Frage, ob ein Begriff universell oder particulär sei, ist die Anzahl der dem Inhalt desselben ausmachenden Attribute ganz unwesentlich, nicht ebenso die Qualität dieser Attribute; denn je nachdem mit Rücksicht auf diese Qualität das Vorhandensein von mehreren, dem fraglichen Begriffe entsprechenden Individuen als mathematisch oder physisch unmöglich betrachtet werden muss oder nicht, muss auch der Begriff als individuell oder allgemein gelten. Für die Frage dagegen, ob ein universeller Begriff mehr oder minder universell sei, kann die Inhaltsgrösse unter Umständen von Belang sein, und die Inhaltsqualität ist es immer, aber aus dieser oder jener oder beiden allein wäre darüber gar nichts zu entnehmen; denn beim Umfang handelt es sich um ein Verhältniss und mit dem Inhalte ist nur ein Glied desselben gegeben, das zweite kann nur durch die Erfahrung beigebracht werden.

Der Umfang ist, und das verdient wohl festgehalten zu werden, nicht etwas, das, gleich dem Inhalte, selbstverständlich oder gar nothwendig in dem Begriffe vorgestellt würde. Man wird zwar häufig, wenn man einen Begriff denkt, sich auch vergegenwärtigen, ob der Umfang desselben gross oder klein sei; aber dies ist durchaus nicht wesentlich, und wenn nachträgliche Erfahrung ergibt, dass der Umfang weit grösser ist als man vorher glaubte, kann dies am Begriffe selbst nicht das Geringste ändern. Deshalb wird der Umfang des Universalbegriffes gewöhnlich als etwas für unsere Erkenntniss Unbestimmtes gedacht, da Vieles in denselben gehören mag, das wir niemals vorgestellt haben. Der wirkliche Umfang ist eben von unserer Erkenntniss gerade so unabhängig als irgend eine Thatsache der äusseren Welt; dass daher zwischen allgemeiner und individueller Vorstellung erst eine Association contrahirt werden müsste, damit die letztere unter die erstere

subsumirt werden könnte, ist durch das Gesagte von selbst ausgeschlossen, wenn auch niemand bestreiten wird, dass eine solche Association, schon in Folge der Aehnlichkeit zwischen dem universellen Begriff und den untergeordneten Particularideen, nichts eben Seltenes ist. Wo sie auftritt, wird sie sich natürlich auch durch Reproduction des einen Gliedes beim Erscheinen des anderen äussern; aber es ist klar, dass der gewaltig fehlgehen würde, der in dieser Reproduction das Wesen des Umfanges zu erblicken glaubte.

Kehren wir nach dieser längeren, aber hoffentlich nicht ganz ergebnisslosen Abschweifung nun wieder zur Prüfung Berkeley's zurück. Wie wir sahen, hat er von der Aufmerksamkeit als Erklärungsprincip für das Phänomen der Verallgemeinerung eigentlich keinen Gebrauch gemacht. Durch die Opposition gegen Locke bis zur Leugnung aller Abstraction getrieben, hat er sich selbst die Möglichkeit entzogen, die Frage nach der Universalität befriedigend zu lösen. Damit ist manche richtige Bemerkung im Einzelnen natürlich noch sehr wohl vereinbar. Er hat, wie wir nun wissen, ganz Recht, zu behaupten, die Allgemeinheit bestehe nicht in dem ‚absoluten, positiven Wesen' von etwas allein; auch wenn er davon spricht, dass allgemeine Begriffe die individuellen vertreten, kann das in zutreffender Weise aufgefasst werden. Aber Alles, was er in diesem Zusammenhange sagt, ist lückenhaft, unbestimmt. Liest man, dass die Ideen ihre Allgemeinheit dem verdanken, was sie bezeichnen, so weiss man schon nicht, ob man es hier nicht etwa mit einem Ansatz zu einer Associationstheorie zu thun hat; vollends zurückweisen muss man aber die Ansicht, als könnten Begriffe, ‚die ihrer eigenen Natur nach particulär sind', anders als eben durch Aufgeben dieser Natur allgemein werden.



Nicht eben so rasch können wir an Berkeley's Aufstellungen über die Bedeutung der Worte vorübergehen. Hat sich uns auch bereits ergeben, dass seine Polemik gegen Locke in dieser Hinsicht nicht als ein Eintreten für die Beziehung der Worte auf Dinge aufgefasst werden kann, so ist damit doch keineswegs ausgeschlossen, dass Berkeley's Behauptungen dem wirklichen Sachverhalte weit näher stehen als die Locke's. Wenn nämlich dieser den Gebrauch der Worte für Dinge als

einen verkehrten bezeichnet,[1] so hat dagegen J. St. Mill mit Recht darauf hingewiesen,[2] wie wir weit davon entfernt sind, mit dem Satze: ‚die Sonne ist die Ursache des Tageslichts‘ etwas über unsere Vorstellungen aussagen zu wollen. Berkeley steht nun gewissermassen in der Mitte zwischen diesen Gegensätzen, indem für ihn der Unterschied zwischen Idee und Object nicht existirt; der Fortschritt gegen Locke wird aber in der Behauptung deutlich, dass das allgemeine Wort nicht eine allgemeine Idee, sondern Individualvorstellungen bezeichne. In der That, wenn man sagt: ‚jeder Körper ist schwer‘, so meint man dabei niemals, der Allgemeinbegriff Körper sei schwer oder dergleichen, man spricht im Gegentheil von allen Einzelindividuen, die allerdings nach Berkeley nur Einzelideen sind.

Bezieht man also den in Rede stehenden Satz Berkeley's nur auf die Bedeutung des allgemeinen Wortes, so ist derselbe, von der metaphysischen Seite natürlich abgesehen, durchaus unangreifbar. In der unbeschränkten Fassung jedoch, in der wir ihn antreffen, muss er, wie schon oben (S. 189) bemerkt wurde, Bedenken erregen. In gewissem Sinne ist ja das allgemeine Wort doch Zeichen einer allgemeinen Idee. Schon Hobbes definirt den Namen als ‚ein Wort, ... das, Andern gegenüber ausgesprochen, diesen als Zeichen eines Gedankens dient, den der Sprechende früher in seinem Geiste hatte . . . .‘ und J. St. Mill muss diese von ihm (a. a. O.) wiedergegebene Bestimmung als fehlerfrei anerkennen. Spricht also einer einen allgemeinen Namen aus, so wird der Hörer daraus in der Regel den Schluss ziehen dürfen, dem Sprecher schwebe eine Idee von mehreren Einzelobjecten, d. h. eben eine allgemeine Idee vor, welche für ihn Veranlassung war, das Wort zu sagen. Es wäre somit ebenso einseitig zu behaupten, Worte bezeichnen nur Gegenstände, als: sie bezeichnen nur Vorstellungen; es ist vielmehr Beides der Fall, aber, wie wohl zu beachten ist, Jedes in einem anderen Sinne. Uebrigens trifft natürlich Keines von Beiden ausnahmslos zu. Wenn jemand ein Wort nicht versteht, so kann er es doch nachsprechen; in

---

[1] Essay concerning hum. underst. b. III ch. II sect. 5.
[2] Logic b. I ch. II §. 1.

diesem Falle bezeichnet es eben gar nichts. Minder selbstverständlich ist eine Reihe von andern Ausnahmen, auf die Berkeley nicht ganz mit Unrecht hinweist, wo es sich nämlich um Worte handelt, die uns durchaus nicht unverständlich erscheinen.



Es ist Thatsache, dass wir oft Worte gebrauchen, und richtig gebrauchen, ohne uns im Augenblicke ihrer Verwendung ihren Sinn klar zu vergegenwärtigen; darauf hat schon vor Berkeley Leibnitz und Locke aufmerksam gemacht, auch nach ihm war diese Thatsache Gegenstand wiederholter Erörterung diesseits wie jenseits des Canals,[1] und heute sind sonst so gegensätzliche Schulen wie die empirische und intuitive in England über diesen Punkt vollkommen einig; — aber Berkeley geht weiter als sie Alle, indem er behauptet, wir brauchen Worte zu richtigem und fruchtbarem Urtheilen auch dort, wo wir mit den Worten nie Ideen verbunden haben noch verbinden können.[2] Das hiesse denn doch, das nur zu oft mit Recht auf philosophische Speculationen angewandte Dichterwort: ‚Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein' zum erkenntnisstheoretischen Grundsatz erheben. Von einer Widerlegung dieser Ansicht Berkeley's oder einer Kritik der von ihm beigebrachten Beispiele wird also wohl Umgang genommen werden können.



Eine Frage muss aber noch beantwortet werden, ehe wir uns von der Lehre Berkeley's zu der seines Nachfolgers wenden, die Frage, ob Berkeley zu den nominalistischen oder zu den conceptualistischen Denkern zu zählen sei. Es geschah

---

[1] Vergl. Hamilton, lect. vol. III. S. 171 ff., wo aber gerade Berkeley unberücksichtigt bleibt; das sonderbare Missverständniss S. 183, als wären die von Leibnitz gebrauchten Ausdrücke ‚synthetisches' und ‚intuitives' Denken entsprechend dem deutschen ‚Begriff' und ‚Anschauung', hat schon J. St. Mill berichtigt (Examination, chapt. XVII. in der franz. Uebers. S. 385, Anm.).

[2] Aus der Einleitung zum Treatise ist hierüber noch kaum etwas zu entnehmen, um so mehr aus dem Min. phil., so dass die Vermuthung nahe liegt, Berkeley habe sich durch sein hier hervortretendes Streben, die Trinität und andere Mysterien der christlichen Religion zu rechtfertigen (dial. VII sect. 11), mehr als billig beeinflussen lassen.

zum Theil mit Rücksicht auf diese Frage, dass wir des Irländers Aufstellungen über allgemeine Namen in das Bereich unserer Darstellung und Kritik zogen, — nun haben wir das Material vor uns, die Entscheidung wird also rasch erfolgen können.

Man hat sich so sehr gewöhnt, Berkeley als einen der hervorragendsten Begründer des modernen Nominalismus zu betrachten, dass man gar nichts Auffallendes darin findet, wenn z. B. Hamilton ihn kurzweg den ‚zweiten grossen Nominalisten' nennt,[1] oder Kuno Fischer den Satz ausspricht: ‚Unter den neueren Philosophen ist die nominalistische Denkweise einheimisch, aber sie ist von Keinem so sehr in den Vordergrund aller philosophischen Betrachtung gerückt, so grundsätzlich geltend gemacht worden als von Berkeley'.[2] In der That, dass alle nominalistischen Theorien dieses wie des vorigen Jahrhunderts an Berkeley anknüpfen, ist sicher; aber das allein könnte doch wohl nicht ausreichen, um ihn selbst als Nominalisten zu erweisen. Blickt man dagegen auf seine Lehre, so stellen sich dem Nachweis sofort Hindernisse entgegen. Freilich, wer mit Hamilton jene Ansicht nominalistisch nennt, die behauptet, ‚dass jeder Begriff, für sich betrachtet, particulär ist, aber allgemein wird durch die Intention des Gemüthes, ihn jeden ihm ähnlichen Begriff repräsentiren zu lassen',[3] der muss mit ihm auch den irischen Philosophen in die Classe der Nominalisten einreihen, und Alles ist in diesem Falle klar und gerechtfertigt, nur nicht der Name Nominalist selbst, da die Worte bei einer solchen Theorie gar keine wesentliche Rolle spielen. Daher dürfte es sich mehr empfehlen, mit J. St. Mill unter Nominalisten jene zu verstehen, die ‚behaupten, es gebe nichts Universelles als Namen';[4] und nun muss sogleich jedem einleuchten, dass Berkeley in diese Classe nicht gehört, denn er kennt zwar allgemeine Namen, aber er kennt auch, wie wir fanden, allgemeine Ideen. Allerdings, insofern es bei ihm Erkenntnisse gibt durch Worte, denen gar keine Ideen zu Grunde liegen, insofern ist er Nominalist bis zu einem

[1] Lect. vol. II S. 305.
[2] Francis Bacon S. 703.
[3] a. a. O. vol. II, S. 297.
[4] Examination, ch. XVII, a. a. O. S. 359.

Extrem, zu dem sich glücklicher Weise keiner seiner Nachfolger vorgewagt hat; im Uebrigen aber erweisen sich bei ihm die Namen zum Zustandekommen der Allgemeinbegriffe noch gar nicht als wesentlich, — wir sind somit genöthigt, ihm eine Mittelstellung zwischen den Vertretern des Nominalismus und Conceptualismus zuzuerkennen.

Um Berkeley's Abstractionslehre richtig zu verstehen und zu würdigen, muss man wohl stets vor Augen behalten, dass sie doch vor Allem ein Stadium des Ueberganges, der Entwicklung repräsentirt, das, mochte es vielleicht auch bestimmt sein, zu namhaften Erfolgen zu führen, doch in sich den Charakter des Unfertigen nicht verleugnen konnte. In Locke finden wir noch den alten Nominalismus, der sich seines Gegensatzes gegen den Realismus noch wohl bewusst ist, vereinbar und vereinigt mit dem Conceptualismus; Berkeley vermittelt den Uebergang von dem alten Nominalismus zum neuen, dem der Gegensatz gegen den Conceptualismus wesentlich ist, — aber er steht selbst noch mit einem Fusse auf dem Boden, den er durch seinen Angriff auf die abstracten Ideen zu erschüttern sucht, ja er bringt selbst Gedanken zur Geltung, die, gehörig entwickelt, vielleicht geeignet sein könnten, gerade dem Conceptualismus eine unerschütterliche Grundlage zu geben. Man kann demnach noch in einem anderen Sinne die eben ausgesprochene Behauptung wiederholen, dass Berkeley in der Mitte zwischen den sich bekämpfenden Ansichten stehe, in dem Sinne nämlich, dass er gewissermassen Ansätze zu beiden Theorien in sich schliesst.

Aber nach dem Keime lässt sich eben keine Frucht beurtheilen, und so war es denn nöthig, dass seine Lehre erst eine geeignete Fortbildung erfahre, wenn sich ergeben sollte, ob er den rechten Weg gewiesen oder nicht. Ein solcher Fortbildner hat sich gefunden, und zwar in der Person des Schotten David Hume, dessen Aufstellungen wir uns nunmehr zuwenden.

David Hume schliesst sich in seinem ersten und umfangreichsten Werke, dem ‚Treatise concerning human nature', das wir hier zunächst allein in Betracht ziehen, bezüglich der Abstractionsfrage ausdrücklich an Berkeley's Forschungen an; er nennt das Resultat derselben ‚eine der werthvollsten Entdeckungen, welche in den letzten Jahren in der Republik der Wissenschaften gemacht worden sind', und stellt sich nur die Aufgabe, diese Entdeckung durch einige neue Argumente völlig ausser Zweifel zu setzen.[1] Durch diese Erklärung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt, scheint das Verhältniss der beiden Denker zu einander in klarster Weise festgestellt; und wirklich hat man niemals Bedenken getragen, Hume's Abstractionstheorie als einfache Wiederholung und höchstens Neubegründung der Berkeley'schen zu bezeichnen, — auch der neueste und wohl gründlichste Darsteller der Hume'schen Philosophie, E. Pfleiderer[2] macht hierin keine Ausnahme.

Aber trotzdem möchte es vielleicht nicht rathsam sein, auf Grund dessen, was Hume selbst über seine Beziehungen zu Berkeley sagt, die Art, in der er die Ansicht Berkeley's wiedergibt, ganz und gar zu vernachlässigen. Berkeley, sagt er, ‚hat behauptet, alle allgemeinen Ideen seien nichts als particuläre, geknüpft an einen bestimmten Ausdruck, der ihnen eine ausgedehntere Bedeutung verleiht und bewirkt, dass sie bei Gelegenheit andere Individuen, die ihnen ähnlich sind, ins Gedächtniss rufen'.[3] Ist dies nun wirklich Berkeley's Ansicht?[4] Wenn wir diese oben richtig dargestellt haben, so liegt der Unterschied auf der Hand. Richtig ist, dass nach Berkeley wie nach Hume die allgemeinen Ideen particuläre Ideen mit allgemeiner Bedeutung sind;[5] falsch ist aber, dass sie nach

---

[1] Treatise, book I part. I sect. VII in der neuen vierbändigen Ausgabe von T. H. Green und T. H. Grose (The philosophical works of David Hume, London 1874) Bd. I, S. 325.

[2] Empirismus und Skepsis in David Hume's Philosophie, Berlin 1874, S. 123.

[3] Treatise a. a. O.

[4] F. Jodl (Leben und Philosophie David Hume's, Halle 1872, S. 33) reproducirt Hume's Auffassung kurzweg als die Berkeley's, aber er hat unterlassen, dafür auch nur eine Belegstelle aus Berkeley anzuführen.

[5] Darum dürfte Pfleiderer irren, wenn er (a. a. O. S. 122 letzte Zeile) behauptet, Hume leugne Geltung oder Vorhandensein allgemeiner

Berkeley ihre Allgemeinheit den an sie geknüpften Ausdrücken verdanken. Schon oben[1] wurde dargethan, dass nichts in Berkeley's Ausführungen auf einen Zusammenhang zwischen Worten und allgemeinen Ideen hinweist; dass aber vollends Hume's Interpretation den Intentionen des Irländers geradezu widerstreitet, ergibt sich leicht aus folgender Erwägung: Gegen Ende der oft citirten Einleitung in die Abhandlung über die Principien der menschlichen Erkenntniss lesen wir: ‚Weil demgemäss Worte so leicht den Geist zu täuschen vermögen, so werde ich, welche Ideen auch immer ich betrachte, versuchen, sie gleichsam bloss und nackt anzuschauen, *indem ich aus meinem Denken*, so weit ich es vermag, *jene Benennungen entferne*, welche eine lange und beständige Gewohnheit so eng mit ihnen verknüpft hat . . .‘[2] Ein solches ‚Denken ohne Benennungen‘, das doch wohl, wie jedes wissenschaftliche Denken, Allgemeinbegriffe voraussetzt, wäre nun aber nach Hume schlechterdings unmöglich; nach seiner Meinung werden ja die particulären Ideen erst durch die an sie geknüpften Worte allgemein. Werden daher diese von den Ideen getrennt, so haben letztere ihre Allgemeinheit verloren und niemand könnte begreifen, wie Berkeley *davon* Vortheil für seine wissenschaftlichen Untersuchungen erwarten mochte. Es erhellt daraus in völlig evidenter Weise, dass Hume in die Berkeley'sche Lehre ein dieser völlig fremdes Moment hineingetragen hat.





Eine ganz andere Frage ist natürlich die, ob dieses neue Moment nicht zugleich einen wesentlichen Fortschritt auf dem von Berkeley betretenen Weg in sich schliesst, sobald man von seinem Streben, die Begriffe von den Worten zu emancipiren, *absieht*. *Eines* wenigstens ist, noch ehe man Hume's Argumente kennt, aus der blossen Formulirung seiner These zu entnehmen: die wesentlichsten *Lücken* der Berkeley'schen Aufstellungen sind hier ausgefüllt. Das Verhältniss zwischen allgemeinen Worten und allgemeinen Ideen ist wenigstens in

---

Ideen, während Hume's wie Berkeley's Angriffe nur gegen die Abstracta gehen. Aber vielleicht haben wir es hier nur mit einer kleinen Ungenaüigkeit im Ausdruck zu thun, wie der Schluss der Ausführung (S. 125 in der Mitte) wahrscheinlich macht.

[1] S. 189 in der Note.

[2] a. a. O. sect. 21.

irgend einer Weise präcisirt, und vor Allem die Frage, wie eine particuläre Idee dazu komme, andere gleichartige Ideen zu ‚repräsentiren' oder zu ‚bezeichnen', und so allgemein zu werden, hat eine Antwort gefunden. Mag die Hypothese nun haltbar sein oder nicht, jedenfalls ist sie dadurch, dass die Namen in den Vordergrund treten, klar und discutirbar geworden, und aus der Erörterung derselben kann für die Psychologie nur Gewinn erwachsen; insofern hat sich also Hume um die Förderung der Untersuchungen über Abstracta weit mehr und namentlich weit selbstständiger verdient gemacht, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Er, nicht Berkeley, hat den Worten jene so hervorragende Stelle in unserem Geistesleben zuerkannt, welche uns berechtigt, seine und seiner Nachfolger Theorie als nominalistische zu bezeichnen, und so verdient er weit mehr als Berkeley den Namen des eigentlichen Begründers des modernen Nominalismus.



Treten wir nun näher an die Hume'schen Untersuchungen heran. Diese gehen davon aus, dass die meisten oder alle allgemeinen Ideen von dem speciellen Grade der Qualität und Quantität abstrahiren, da ein solcher doch nicht leicht einen Artunterschied begründen kann. Dennoch ‚repräsentirt die abstracte Idee Mensch Menschen von allen Grössen und Eigenschaften, und man nimmt an, dies könne nicht anders geschehen, als indem sie entweder alle möglichen Grössen und Eigenschaften auf einmal, oder gar keine davon repräsentirt'. Das Erstere scheint eine unendliche Fassungskraft vorauszusetzen; man hat sich daher zu Gunsten des Letzteren entschieden. Dem gegenüber will Hume zeigen, einmal, dass es unmöglich ist, Quantität oder Qualität ohne bestimmten Grad vorzustellen, — ferner, dass wir uns trotz unserer blos endlichen Fassungskraft ‚einen Begriff von allen möglichen Graden von Quantität und Qualität' machen können, nicht vollständig zwar, aber doch in einer Weise, die allen praktischen Zwecken genügt.[1]

Den ersten, negativen Theil seiner Behauptung stützt Hume durch folgende drei Argumente:

[1] Treatise b. I p. I ch. VII, WW. Bd. I, S. 325f.

1. Was verschieden ist, ist unterscheidbar, was unterscheidbar, ist auch in der Vorstellung trennbar; und umgekehrt: was trennbar, ist auch unterscheidbar und daher verschieden. Um zu entscheiden, ob bei der Abstraction eine Trennung überhaupt vor sich gehen kann, muss daher nur ermittelt werden, ob das, was bei einer allgemeinen Idee abstrahirt wird, von dem, was als Wesen zurückbleiben soll, auch unterscheidbar und verschieden ist. Nun ist z. B. die bestimmte Länge einer Linie von der Linie selbst, der bestimmte Grad einer Qualität von der Qualität selbst so wenig verschieden als unterscheidbar, es kann somit auch von keiner Trennung die Rede sein.[1]

2. Es ist anerkannt, dass uns keine Impression zum Bewusstsein kommt, sie wäre denn bezüglich des Grades der Qualität und Quantität bestimmt; das Gegentheil enthielte eine contradictio in terminis. Ideen sind aber Copien von Impressionen, die sich von diesen nur durch ihre geringere Intensität unterscheiden; auch sie müssen daher graduell determinirt sein.[2]

3. Jedermann räumt ein, dass Alles in der Natur individuell ist, und dass es absurd wäre, ein reales Dreieck ohne bestimmte Dimensionen anzuerkennen. Was in der Realität absurd ist, muss es auch in der Idee sein, denn nichts ist unmöglich, wovon sich eine klare und deutliche Vorstellung bilden lässt. Es ist ferner dasselbe, die Idee eines Gegenstandes oder eine Idee schlechtweg zu bilden, denn die Beziehung der Idee auf ein Object ist nur eine äusserliche Benennung, die nicht im Wesen der Idee begründet ist. Ist es also unmöglich, die Idee eines Gegenstandes zu bilden ohne graduelle Bestimmung, so gilt dasselbe auch von einer Idee überhaupt.[3]

Alle abstracten Ideen sind somit an sich individuell; gleichwohl können sie im Denken ebenso angewendet werden, als wenn sie allgemein wären; — darauf geht der positive Theil von Hume's Behauptung.

---

[1] ibid. S. 326.
[2] ibid. S. 327, auch b. I p. III sect. I (a. a. O. S. 375).
[3] ibid. S. 327.

Der Weg, auf dem die particulären Ideen zu dieser allgemeinen Anwendbarkeit gelangen, ist nun aber folgender: ,Haben wir zwischen mehreren Objecten eine Aehnlichkeit gefunden, die uns oft begegnet, so wenden wir auf sie Alle ein und denselben Namen an, was immer für Unterschiede wir in Bezug auf den Grad ihrer Quantität und Qualität beobachten, oder was immer für andere Differenzen an ihnen erscheinen mögen. Nachdem wir eine Gewohnheit dieser Art erlangt haben, ruft das Hören jenes Namens die Idee eines dieser Objecte wach und lässt die Einbildungskraft das letztere mit allen besonderen Umständen und Verhältnissen vorstellen. Aber da dasselbe Wort, wie gesagt, häufig auch auf andere Individuen angewendet worden ist, die in verschiedener Hinsicht von der dem Geiste unmittelbar gegenwärtigen Idee verschieden sind, so ist das Wort zwar nicht im Stande, die Idee aller dieser Individuen wiederzuerwecken, aber es gibt der Seele einen Anstoss (touches the soul), wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, und ruft jene Gewohnheit wieder ins Leben, die wir durch Ueberblicken jener Individuen (by surveying them) erworben haben. Sie sind nicht wirklich und actuell in unserem Bewusstsein gegenwärtig, sondern blos virtuell; wir ziehen sie in der Einbildungskraft nicht alle distinct hervor, sondern wir halten uns in Bereitschaft, welche immer von ihnen zu überblicken (to survey any of them), je nachdem wir durch Absicht oder Nothwendigkeit eben veranlasst werden. Das Wort erregt also eine individuelle Idee, zugleich mit einer gewissen Gewohnheit, und diese Gewohnheit erzeugt irgend eine andere individuelle Idee, für die wir eben eine Anregung haben. Aber da die Erzeugung aller Ideen, für welche der Name verwendet worden sein mag, in den meisten Fällen unmöglich ist, so kürzen wir das Geschäft durch eine mehr partielle Betrachtung ab, und finden, dass in unserem Denken nur wenige Unzukömmlichkeiten aus dieser Abkürzung erwachsen.'

Dies ist dem ,höchst merkwürdigen Umstande' zuzuschreiben, dass uns jene Gewohnheit sofort auch irgend eines von den andern Individuen vergegenwärtigt, sobald wir zufällig einen Gedanken bilden, der dem betreffenden Individuum nicht gemäss ist. Hören wir z. B. den Namen D r e i e c k, so denken wir zunächst etwa an ein bestimmtes gleichseitiges Dreieck;

wollten wir jedoch auf Grund dessen behaupten, jedes Dreieck habe gleiche Winkel, so käme uns sogleich irgend ein gleichschenkliges oder ungleichseitiges Dreieck in den Sinn. Geschieht nichts dergleichen, so beruht dies auf einer Unvollkommenheit der Geistesfähigkeiten, die dann leicht zu falschen Urtheilen Anlass gibt. Doch kommt solches meist nur bei abstrusen und complicirten Ideen vor, — in der Regel ist im Gegentheil die Gewohnheit so fest, dass sogar dieselbe Idee an verschiedene Worte geknüpft sein kann, ohne dass die Gefahr einer Verwirrung vorläge. So könnte z. B. bei den Worten: Figur, geradlinige Figur, regelmässige Figur, Dreieck, gleichseitiges Dreieck uns immer die Idee ein und desselben gleichseitigen Dreieckes vorschweben.

‚Ehe derlei Gewohnheiten gehörig ausgebildet sind, mag das Gemüth vielleicht nicht damit zufrieden sein, die Idee nur eines Individuums zu bilden, sondern vielleicht über mehrere hineilen, um sich selbst seine Meinung und den Umfang der Collection klar zu machen, die es mit dem allgemeinen Ausdrucke bezeichnen will. Um den Sinn des Wortes Figur zu fixiren, betrachten wir im Geiste die Ideen von Kreisen, Quadraten, Parallelogrammen, Dreiecken von verschiedenen Grössen und Proportionen, und lassen es nicht bei einem Bilde, oder einer Idee bewenden. Wie dem aber auch sein mag, gewiss ist, dass wir die Idee von Individuen bilden, wann immer wir irgend welche allgemeine Ausdrücke gebrauchen, dass wir selten oder nie diese Individuen erschöpfen können, und dass die, welche übrig bleiben, nur durch den Habitus repräsentirt werden, durch welchen wir sie uns ins Gedächtniss rufen, wann immer eine sich eben ergebende Gelegenheit es erfordert.‘[1]

Der einzige Punkt, der Hume bei dieser Erklärung nicht ohne Schwierigkeit scheint, ist eben die Gewohnheit, die hier eine so wichtige Rolle spielt. Aber da es unmöglich wäre, die Seelenthätigkeiten auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen, so ist ein Act des Geistes genügend erklärt, wenn man andere Acte aufweist, welche ihm analog sind oder ihn unterstützen. Zu diesem Ende weist Hume darauf hin, dass auch sonst sich oft ein Habitus an ein einziges Wort knüpft, z. B. die Erinne-

[1] a. a. O. S. 328.

rung an Sätze und Verse.[1] In unserem Falle aber wird der Wiedereintritt der eben nöthigen Idee ins Bewusstsein durch die Aehnlichkeit der unter einem allgemeinen Ausdruck vereinigten Individualbegriffe wesentlich erleichtert.[2] Was endlich die Unvollkommenheit betrifft, die allen allgemeinen Ideen eigen ist, so findet auch diese ihre Analoga: wir können von grossen Zahlen keine adäquate Idee bilden, dennoch stört uns dies nicht im Denken;[3] ebenso sprechen wir von verwickelten Dingen wie Regierung, Kirche, Unterhandlung, Eroberung, ohne uns alle in diesen Complexen enthaltenen einfachen Ideen zu vergegenwärtigen, — gleichwohl werden wir nichts Widersprechendes von ihnen aussagen, weil sich die Gewohnheit, die Ideen in gewisse Relationen zu bringen, auch auf die Worte erstreckt.[4]

Damit hofft Hume seine Hypothese genügend gestützt zu haben. Aber das Schwergewicht legt er auf den negativen Beweis. Nachdem die abstracten Ideen als etwas Unmögliches dargethan sind, erhebt sich ein Bedürfniss nach Erklärung der Thatsachen, und da ist nach seiner Meinung kein Weg offen als der von ihm eingeschlagene.[5]

Es ist unter solchen Umständen nur natürlich, dass auch wir bei der prüfenden Betrachtung der Hume'schen Darstellung von dem negativen Theile derselben ausgehen.

Schon die Formulirung der negativen These ist höchst auffallend. Aus der Einleitung zu Sect. VII ergibt sich doch unzweifelhaft genug, dass es Hume's Absicht ist, alle Abstraction zu leugnen;[6] dennoch präcisirt er dann seine Behauptung dahin, ‚dass es schlechterdings unmöglich sei, eine Qualität oder Quantität vorzustellen, ohne einen bestimmten Begriff ihres

---

[1] ibid. S. 330.

[2] ibid. S. 331.

[3] ibid. S. 330.

[4] ibid. S. 331.

[5] ibid. S. 332.

[6] ‚Ein grosser Philosoph hat . . . . behauptet, dass alle allgemeinen Ideen nichts als particuläre seien . . . Ich will mich bemühen, dies durch einige Argumente zu bekräftigen . . . .‘ (S. 325).



Grades zu bilden'.[1] Wie wenig alle Abstractionsfälle hier einbegriffen sind, liegt auf der Hand; denn wenn es auch in der That sich als unmöglich herausstellen sollte, Qualität oder Quantität in der Vorstellung von ihrem Grade zu trennen, so ist damit ja noch gar nicht entschieden, ob Complexe mehr als graduell verschiedener Qualitäten trennbare Elemente enthalten oder nicht. Man wird, um ein recht auffallendes Beispiel zu wählen, doch gewiss nicht behaupten wollen, Farbe sei ein Grad von Ausdehnung oder Ausdehnung ein Grad von Farbe; es würde also nach Hume's These nichts im Wege stehen, etwa eine Fläche ohne Farbe vorzustellen, und doch ist gerade dieser Fall schon von James Mill als ein Hauptfall der ,untrennbaren Ideenassociation' aufgeführt worden.[2]

Bleibt also ein Attribut nur graduell bestimmt, so scheint im Uebrigen die Möglichkeit, abstracte Vorstellungen davon zu bilden, unbeschränkt, und auf Fälle, wo von Gradunterschieden überhaupt nicht die Rede sein kann, wie gleich, dreieckig,[3] fände der Satz vollends keine Anwendung. Gesetzt, es sei Hume gelungen, seine Thesis in unwiderleglicher Weise zu begründen, so ist doch der ausdrücklich daraus gezogene Schluss, Allgemeinbegriffe seien ihrem Wesen nach nur concret,[4] wenigstens in seiner Allgemeinheit unstatthaft, und er könnte um so mehr befremden, als er, zum Mindesten auf den ersten Blick, einer der Haupteintheilungen, welche Hume von allen psychischen Phänomenen gibt, bestimmt zu widerstreiten scheint.

Nach Hume zerfallen die Perceptionen bekanntlich einmal in Impressionen und Ideen, dann aber auch in einfache und complexe Perceptionen.[5] ,Obgleich', fügt er erläuternd hinzu,

---

[1] S. 326. — ,Quantität' bedeutet hier nichts als Grösse; das Grösser und Kleiner ist in ziemlich ungewöhnlicher Weise als Quantitätsgrad bezeichnet.

[2] Analysis chapt. III (Bd. I S. 93).

[3] Es sind die Fälle, die wir oben S. 205 ff. als J. St. Mill's particuläre Abstracta zur Sprache brachten.

[4] Hume schliesst das dritte Argument mit der Behauptung: es sei unmöglich, eine Idee zu bilden, die Qualität und Quantität, aber keinen bestimmten Grad davon hätte. ,Abstracte Ideen,' fährt er fort, ,sind daher an sich individuell . . .' (S. 327 f).

[5] Treat. b. I p. I sect. I a. a. O. S. 311 f.

‚bestimmte Farbe, Geschmack, Geruch alle als Eigenschaften an diesem Apfel vereinigt sind, so ist doch leicht einzusehen, dass dieselben nicht einerlei, sondern mindestens von einander zu unterscheiden sind.‘ Nur unter einer Annahme ist diese Stelle mit Hume's in Rede stehender Theorie vereinbar, unter der Voraussetzung grösster Ungenauigkeit im Ausdruck. Meint Hume, indem er einfach von ‚Farbe‘ spricht, alles durch das Auge am Apfel Wahrgenommene, umfasst er somit unter seiner einfachen Idee bestimmte Farbe und bestimmte Ausdehnung zusammengenommen, dann bleibt seine Ausführung hier vom Vorwurfe der Inconsequenz frei. Es spricht für diese Auffassung, dass Hume in der hier angezogenen Stelle augenscheinlich die Wahrnehmungen verschiedener Sinne einander entgegensetzt, — gegen diese Auffassung kann ausser dem Wortlaute die Thatsache geltend gemacht werden, dass Hume auch in dem Anhange, der dem dritten Buche seines Erstlingswerkes beigegeben ist, zwar ausdrücklich die Farbenvorstellungen als einfache Ideen hervorhebt,[1] der Ausdehnung aber auch da mit keinem Worte gedenkt.

Nimmt man nun aber die Stelle, wie sie ist, so kann der Widerspruch nicht vermieden werden; denn was ist eine Vorstellung von Farbe, und wäre es auch von der bestimmtesten Schattirung, Anderes als ein Abstractum? Und was von Farbe gilt, gilt auch von Geschmack u. s. f., kurz so ziemlich von jeder ‚einfachen Idee‘. Man könnte vielleicht zur Vertheidigung Hume's geltend machen, dass er nicht nur von einfachen Ideen, sondern auch von einfachen Impressionen spreche, dass erstere eben so gut als Copien der letzteren betrachtet werden könnten, wie zusammengesetzte Ideen als Abbilder zusammengesetzter Impressionen, und dass somit die Annahme einfacher Ideen noch gar nicht die eines Abstractionsactes involvire. Gerade mit Rücksicht auf die Beziehungen von Farbe und Ausdehnung zu einander ist dieser Einwurf, wenn man Hume's Raumtheorie mit in Betracht zieht, nicht ohne Schein. Wir werden sehen, dass man nach Hume farbige Punkte percipiren kann, die gleichwohl ausdehnungslos sind, während die Idee der Ausdehnung erst durch die Disposition

[1] Als Note zu S. 328 der von uns benutzten Ausgabe abgedruckt.

dieser Punkte in uns erregt wird; wir percipiren also in diesem Falle Farbe ohne Ausdehnung. — Aber auch wenn dies richtig wäre, würde darum nicht nur Farbe percipirt; wir hätten ja doch farbige Punkte, denen mindestens eine Ortsbestimmung nicht fehlen könnte. Ueberdies kommt diese Seite der Frage beim Apfelbeispiel gar nicht in Betracht. Die Farbe des Apfels ist (schon um der Nuancen willen, die jeder an sich trägt) die Farbe einer Fläche, d. i. nach Hume, mehrerer Punkte, bei denen dann selbstverständlich die Disposition mit in die Perception fällt. Es liegt daher viel näher, Hume's Ansicht dahin zu interpretiren, dass wir zwar nur complexe Impressionen erhalten, dann aber durch Analyse der sie copierenden complexen Ideen auf deren einfache Elemente gelangen, die dann ihrerseits erst den Schluss auf gleichfalls einfache Originale gestatten. Zum Ueberfluss bestätigt Hume selbst diese Auffassung im zweiten der sogleich näher zu erörternden Beweise seiner These, indem er erklärt, dass ‚keine Impression in unser Bewusstsein gelangen könne, ohne bezüglich des Grades von Qualität und Quantität determinirt zu sein'.[1] Gibt es keine Impression ohne bestimmten Grad von Qualität und Quantität, so noch viel weniger eine ohne diese Qualität und Quantität selbst; jede einfache Idee kann daher nicht anders als durch Abstraction entstanden sein.

Das scheint nun eigentlich so selbstverständlich, dass man leicht geneigt sein könnte, Hume's gesammte Ausführungen nur auf die Frage zu beziehen, ob Quantitäten und Qualitäten ohne bestimmten Grad vorstellbar seien oder nicht, — was dagegen auf Hereinziehung der ganzen Abstractionstheorie deutet, als ungenau ausgedrückt bei Seite zu lassen. Aber auf der anderen Seite sind wieder die Aufstellungen letzterer Art so bestimmt, Hume bezeichnet sich so ausdrücklich als Vertreter der Berkeley'schen Theorie, dass man schliesslich doch der hergebrachten Auffassung der Hume'schen Doctrin beipflichten, den daraus entstehenden Widerspruch in Hume's Behauptungen aber durch Annahme eines Lapsus im Ausdruck beseitigen muss. Befriedigend ist diese Lösung nicht; wir haben eben einen jener misslichen Fälle vor uns, wo gegen jede der

[1] a. a. O. S. 327.

beiden möglichen Interpretationen Einwände aufrecht bleiben müssen.

Aber sehen wir nun des Näheren zu, wie es um die Beweiskraft der drei Argumente bestellt ist, die Hume zu Gunsten seiner negativen Behauptung vorführt.

Schon der Satz, mit dem Hume seinen ersten Beweis eröffnet, und der auch in späteren Partien des Treatise wiederholte Anwendung findet, scheint höchst bedenklich. Wie sollen wir die Gleichsetzung des Verschiedenen mit dem Unterscheidbaren verstehen? Heisst unterscheidbar das, was unter Voraussetzung einer unbegrenzten Empfindlichkeit der Sinne selbst für die geringsten Differenzen nicht als gleich betrachtet werden könnte? Ist dies der Fall, so ist der Satz tautologisch und praktisch unbrauchbar, — wo nicht, so ist er falsch, man wollte denn behaupten, dass z. B. die Nebelflecke, die bekanntlich W. Herschel sämmtlich für Sternsysteme hielt, damals alle ganz gleichartig waren, und erst durch Anwendung der Spectralanalyse zu ihrer Erforschung sich einige von ihnen in glühende Gase verwandelt haben.

Weit wichtiger als dieser erste Satz ist aber für den Beweis die sich unmittelbar an jenen schliessende Behauptung, alles Unterscheidbare könne getrennt werden. Man kann sich im ersten Augenblick einer gewissen Verwunderung darüber nicht erwehren, dass eine Polemik gegen das Vorhandensein von Abstractis ein so umfassendes Zugeständniss gegen die Abtrennungstheorie im Locke'schen Sinne enthält, wie es heute kaum ein Vertheidiger der Abstraction in Anspruch nehmen möchte, — ein Hinweis auf die schon berührten Fälle der sogenannten untrennbaren Association genügt, die Tragweite dieser Concession anschaulich zu machen. Gleichwohl folgert Hume daraus für sich, und zwar in ganz correcter Weise, so dass, falls die Beispiele, die er anführt, genügen, gegen den Schluss nichts (wenigstens nichts zu Gunsten der Trennbarkeit) einzuwenden ist.

Kann man aber einräumen, dass die bestimmte Länge einer Linie von dieser selbst weder verschieden noch unterscheidbar sei? Sind Länge und Linie nicht verschieden, so sind sie dasselbe, — mit der Länge ist also die Linie gegeben: ob sie übrigens gerade oder krumm ist, ob sie in dieser oder

jener Ebene liegt, ist dann völlig einerlei; denn ist Länge gleich Linie, so ist auch Linie gleich Länge und Anderes kann nicht in Betracht kommen. Nicht minder befremdliche Consequenzen ergibt das zweite Beispiel. Der Grad einer Qualität soll von dieser nicht verschieden sein, also Grad gleich Qualität, z. B. rosenroth gleich roth. Aber auch dunkelroth ist gleich roth, daher rosenroth gleich dunkelroth, oder falls man davon ausgeht, dass rosenroth verschieden sei von dunkelroth, so ist auch roth verschieden von roth.

Uber den Werth des in Rede stehenden Argumentes kann nach dem Gesagten wohl kaum mehr ein Zweifel obwalten. Hume hat nicht nur nicht bewiesen, was er beweisen wollte, sondern, indem er alles Unterscheidbare auch für in der Vorstellung trennbar erklärt, hat er zugleich den Gegnern nur neue Waffen in die Hand gegeben, die sie befähigen, ihre Theorie weit über die Grenzen der Wahrheit hinaus zu vertheidigen.

Das zweite Argument geht, wie wir sahen, davon aus, dass es widersprechend wäre, eine Impression anzunehmen, die nicht bezüglich des Grades von Quantität und Qualität bestimmt wäre. Dem steht aber ein anderer Ausspruch Hume's entgegen, auf den Green mit Recht hingewiesen hat.[1] Bei der Erörterung der Frage nach der Immaterialität der Seele[2] tritt Hume nämlich für die ‚von mehreren Metaphysikern verworfene' Theorie ein, ‚dass ein Object existiren und dennoch an keinem Orte sein könne'. ‚Man kann,' fährt er fort, ‚von einem Gegenstande sagen, er sei nirgendwo, wenn seine Theile nicht so gegen einander disponirt sind, als nöthig wäre, um irgend eine Gestalt oder Grösse (quantity) auszumachen, wenn sich ferner das Ganze zu anderen Körpern nicht so verhält, wie es unsern Begriffen von Contiguität oder Distanz entspricht. Dies ist unzweifelhaft bei allen unseren Perceptionen und Objecten der Fall, mit Ausnahme von denen des Sehens und Tastens. Eine moralische Reflexion kann nicht auf die rechte oder linke Seite einer Gemüthsbewegung gestellt werden, eben so wenig

---

[1] In der hier stets citirten Hume-Ausgabe Bd. I S. 327 Anm. 1.

[2] Treatise book I part. IV sect. V. a. a. O. S. 520.

kann ein Geruch oder Schall kreisrund oder viereckig sein.' Wie viel hievon zugegeben werden kann, wie viel zu verwerfen ist, wird sich uns vielleicht aus einer späteren Betrachtung ergeben. Für unsern nächsten Zweck genügt, festgestellt zu haben, dass Hume selbst die Möglichkeit, ja das Vorhandensein quantitätsloser Impressionen zugesteht, also nur in offenem Widerspruch gegen sich selbst oder höchstens in sehr uneigentlichem Sinne des Wortes eine Bestimmtheit aller Impressionen bezüglich der Quantität oder gar eines Quantitätsgrades in Anspruch nehmen kann. Dass es übrigens andererseits auch Qualitäten gibt, die eine graduelle Bestimmung gar nicht zulassen, wie z. B. dreieckig, quadratisch (von Relationsqualitäten gar nicht zu reden), das ist schon oben zur Sprache gebracht worden.

Aber auch der zweite Schritt, den Hume in diesem Beweise thut, widerspricht einem, und zwar diesmal einem schon früher von ihm geltend gemachten Grundsatze, dem Princip der ,Freiheit der Einbildungskraft, die Ideen zusammenzusetzen oder zu vertauschen'.[1] Dass Impressionen sich durch nichts als durch ihre grössere Intensität von den Ideen unterscheiden, hat Hume allerdings auch schon früher aufgestellt, aber nicht von den Vorstellungscomplexen, sondern nur von den Elementen, während von jenen im Gegentheil ausdrücklich ausgesagt wurde, ,dass es nicht zwei Impressionen gibt, die völlig untrennbar wären'.[2] Speciell für den in Rede stehenden Beweis wird übrigens dieser Widerspruch praktisch bedeutungslos, sobald sich zeigen lässt, dass Hume eine graduell bestimmte Quantitäts-, oder Qualitätsidee für einfach nimmt. Bezüglich der letzteren wenigstens hat er dies in der That im Anhange zum dritten Bande des Treatise ausdrücklich betont, wo die Auseinandersetzung darüber, dass ähnliche Ideen auch noch ganz wohl einfach sein könnten, mit den Worten schliesst: ,In derselben Weise verhält es sich mit allen Graden irgend einer Qualität. Sie sind alle einander ähnlich, dennoch ist im einzelnen Falle die Qualität von ihrem Grade nicht unter-

[1] Treatise b. I part. I sect. III. a. a. O. S. 318.

[2] a. a. O. S. 319.

schieden."[1] Vor sich selbst erscheint demnach Hume in diesem Punkte so ziemlich gerechtfertigt.

Können aber auch wir zugeben, dass die Impression der Qualität mit der ihres Grades ein einfaches Ganze ausmacht, an dem die Einbildungskraft nichts als die Intensität ändern kann? Hätte Hume Recht, so könnten wir, sofern es nicht etwa angeborene Ideen gibt, offenbar nur solche Qualitätsgrade vorstellen, von denen wir eine Impression erhalten haben. Denn so wie wir einen andern Grad als Grad derselben Qualität vorstellten, hätten wir die Idee der letzteren von den Ideen sämmtlicher Grade, die wir bisher von ihr kennen gelernt haben, getrennt, da wir die Qualität doch nicht zugleich in einem der uns aus directer Erfahrung bekannten und in einem neuen Grade vorzustellen im Stande wären. Gleichwohl hat Hume selbst an anderer Stelle einen hieher gehörigen Fall angeführt, aber freilich nicht zu erklären vermocht. Er glaubt nämlich,[2] die einzige Ausnahme von dem Gesetz, dass jede Idee Copie einer Impression sei, darin zu finden, dass, wenn Einer z. B. alle Schattirungen von Blau ausser einer erfahren hätte, und alle ihm bekannten Nuancen ihm der Reihe nach vorgeführt würden, er nicht nur diese Lücke wahrzunehmen, sondern auch durch die entsprechende Idee zu ergänzen vermöchte. Aber auch andere Fälle dieser Art sind uns geläufig: Wenn uns heute das hellste Weiss vor Augen kommt, das wir je gesehen, so können wir uns immer noch ein helleres denken. Wird ein Ton von so vielen Instrumenten auf einmal angegeben, wie wir nie zusammenspielen gehört haben, so können wir uns den Ton doch immer noch stärker und voller vorstellen u. dgl. m. Wären diese und ähnliche Fälle wirklich, wie Hume consequenterweise zugestehen müsste, widersprechende Instanzen gegen die empirische Erkenntnisstheorie, so wäre es in der That um diese schlimm genug bestellt. Zum Glück für sie ist aber die Erklärung der obigen Fälle ziemlich naheliegend, wenn man festhält, dass mit zwei Vorstellungen auch deren Relationen zu einander gegeben sind, und dass die Glieder verschiedener Vorstellungspaare zu einander in derselben

---

[1] ibid. S. 328.

[2] Treatise b. I p. I s. I. a. a. O. S. 315.

Relation stehen können. Man ist täglich in der Lage, sich davon zu überzeugen, dass, wenn wir Vorstellungsreihen reproduciren wollen, dabei diese Relationen oft eine weit grössere Rolle spielen als die Vorstellungen selbst. Wer ein Lied, das er gehört hat, nachsingt, wird, selbst wenn er ein sehr geübter Musiker wäre, nur sehr selten auch dieselbe Tonart wiedergeben (er hätte denn seine Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet). Was hat er demnach sich eigentlich gemerkt, die Töne selbst und deren Aufeinanderfolge? Gewiss nicht, sonst hätte er nicht um eine Terz oder Quint tiefer singen können als die Tonlage war, in der er das Lied hörte. Was er sich gemerkt hat, waren demnach nur die Tonintervalle und deren Reihenfolge, die Uebertragung derselben auf die durch die Intonation vielleicht ganz zufällig bestimmte Tonreihe geht dann ohne jede Schwierigkeit vor sich. Mit eben solchen Relationsübertragungen nun haben wir es auch in den obigen Beispielen zu thun, die sich gewissermassen durch die Formel:

$$a : b = b : x$$

wo a und b gegeben sind, x bestimmt werden kann, veranschaulichen lassen. Hätten wir an jeder der Farben des Sonnenspectrums stets nur einen Helligkeitsgrad, ebenso an jedem Tone nur einen Stärkegrad wahrgenommen u. s. f., dann möchte es allerdings kaum gelingen, Vorstellungen von anderen Graden zu bilden, — wenn es aber gelänge, eine empirische Erklärung schwerlich möglich sein. Mit den verschiedenen Graden ist aber auch das Verhältniss derselben zu einander gegeben, und wir sind in den Stand gesetzt, dieses auch über die Grenzen der Erfahrung hinaus zu übertragen.

In dieser Weise fällt das von Hume selbst gegen den Empirismus geltend gemachte Bedenken; aber auch seine Behauptung über die Einfachheit der graduell bestimmten Qualitätsidee kann demselben Schicksale nicht entgehen. Wir stellen den Ton, den wir schwächer hörten, stärker vor als wir ihn je hören konnten; es ist derselbe Ton geblieben, dem Wesen nach dieselbe Qualität, dem Grade nach aber verschieden, — und da die neue Gradvorstellung mit der alten nicht zusammenbestehen kann, so war erst eine Trennung der

letzteren von der Qualitätsidee nöthig, wenn die erstere Platz finden sollte. Es liegt uns natürlich nichts ferner, als auf Grund dessen etwa anzunehmen, man könne eine Qualität ohne jeden Grad, oder gar einen Grad ohne jede Qualität, von der er der Grad wäre, vorstellen; wir glauben im Gegentheil, dass die Qualität und ihr Grad sich in dieser Hinsicht analog verhalten wie Farbe und Ausdehnung. Niemand vermag eine Farbe ohne jede Ausdehnung zu denken, aber für Keinen ist sie an irgend eine bestimmte Ausdehnung untrennbar geknüpft, wie nothwendig der Fall sein müsste, wenn beide eine einfache Impression ausmachten. Es ist sonach nicht der Zweck unserer Polemik, für Locke's Abtrennungstheorie einzutreten; aber in gleicher Weise wie sie ist diesmal auch die von uns geltend gemachte Anschauung über das Wesen der Abstraction durch Hume's Aufstellungen gefährdet. Wäre Qualität und Grad zusammen wirklich etwas Einfaches, könnten sich deren Impression und Idee durch nichts als durch die Intensität des untrennbaren Vorstellungsganzen von einander unterscheiden, so wäre natürlich auch die Concentration der Aufmerksamkeit auf einen Theil, da ein solcher sich gar nicht vorfände, undenkbar. Für die Richtigkeit der Ansicht, welche gerade auf diese Concentration Gewicht legt, ist natürlich durch die hier gegebenen Erörterungen gar nichts bewiesen, um so mehr aber gegen die Stichhaltigkeit von Hume's zweitem Argument, dessen Prüfung hier ja vor Allem unsere Aufgabe war.

Indem wir zur Besprechung des dritten Argumentes übergehen, erweist es sich vor Allem als nöthig, einige Missverständnisse zu beseitigen, die wohl durch Aequivocation entstanden sein mögen. Ist der Satz: ‚that everything in nature is individual', so zu verstehen: ‚dass jedes Ding in der Natur individuell ist', so kann niemand Bedenken tragen, diese Behauptung als analytisch zu acceptiren; auch damit, dass die Idee jedes ‚Dinges in der Natur' individuell sei, wird jedermann einverstanden sein müssen, wenn man dabei blos die nur diesem Dinge entsprechende Idee, d. i. eben dessen Individualidee im Auge hat. Auf der anderen Seite wird auch dagegen nichts eingewendet werden können, dass es einerlei bedeute, eine Idee von etwas zu bilden, oder einfach eine Idee zu



bilden, — mit anderen Worten, dass jede Idee ein immanentes Object habe, wenn auch gegen die hiefür von Hume gegebene Begründung (auf die wir hier noch nicht eingehen können), mancherlei zu erinnern sein sollte. Nur wie sich aus diesen beiden Prämissen der Schluss ergeben könnte, dass jede Idee individuell sein müsse, das scheint vorerst noch ganz unbegreiflich. Argumentirt man hingegen so: jedes Object in der Natur ist individuell (und also hinsichtlich des Qualitäts- und Quantitätsgrades bestimmt), somit auch die Idee jedes Objectes; jede Idee ist aber die Idee von einem Object, daher ist jede Idee individuell (respective in der eben angedeuteten Weise bestimmt), — wenn man, sagen wir, in dieser Weise argumentirt, so liegt in der That der Schein eines Schlusses vor, aber dieser wird hervorgerufen durch eine Aequivocation im Worte Object. In der ersten und zweiten Prämisse bezeichnet es ein wirklich und für sich existirendes Ding, in der dritten Prämisse dagegen ein immanentes Object, oder wenigstens einen Vorstellungsgegenstand, dem zwar vielleicht äussere, aber gewiss nicht nothwendig selbstständige Existenz zugeschrieben wird. Der Formfehler wäre beseitigt, wenn man in der dritten Prämisse das Wort Object in demselben Sinne nähme wie in den beiden ersten Prämissen; dann ist aber die dritte falsch, denn nicht jede Idee ist die Idee eines wirklich und selbstständig existirenden Dinges. Stelle ich z. B. roth, blau, gerade, schwer u. dgl. vor, so sind das zwar Eigenschaften solcher Dinge, aber nicht selbst Dinge; denke ich aber gar an Apollo oder, um ein beliebtes Beispiel Hume's zu gebrauchen, an einen goldenen Berg, so habe ich Ideen, denen meiner Vorstellung nach gar nichts in Wirklichkeit entspricht.

Noch eine Auffassung wäre möglich, in der der Hume'sche Schluss giltig scheinen könnte, nämlich, wenn wir den oben englisch citirten Satz so übersetzen: ‚Alles in der Natur ist individuell', [1] und dann fortfahren: daher ist jede Idee von etwas individuell, jede Idee ist aber die Idee von etwas u. s. f. Allein diesmal ist, wenn auch alles Andere richtig sein sollte, doch die erste Prämisse so weit davon entfernt analytisch zu

---

[1] Dies scheint sprachlich am nächsten zu liegen und wurde daher auch bei der referirenden Wiedergabe des vorliegenden Arguments acceptirt.

sein, dass sie im Gegentheil falsch ist. Denn nennt man individuell alles das, was entweder selbst ein Individuum ist, oder sich nur auf ein Individuum beziehen kann, so fallen unter diesen Begriff zwar alle Einzeldinge; dagegen gibt es aber kein einziges Attribut, das, für sich allein betrachtet, nur von einem Individuum ausgesagt werden könnte. Trotzdem sind die Attribute nicht minder wirklich als die Dinge, an denen sie haften; es kann somit durchaus nicht Alles in der Natur individuell genannt werden.

Man sieht, wie immer man Hume's Beweis wendet, immer tritt bald ein formeller Fehler, bald ein materieller Irrthum zu Tage. Welche von den beiden hier versuchten Auffassungen auch dem schottischen Philosophen vorgeschwebt haben mag, in jedem Falle scheint dabei eine Aequivocation im Spiele. Im ersten Falle läge sie, wie schon bemerkt, im Worte ‚object'; im zweiten Falle läge mindestens nahe, in dem Worte ‚everything' die Ursache der Täuschung zu suchen, das, sobald man es mit ‚every thing' gleichsetzt, leicht eine irreführende Nebenbedeutung annehmen kann.



Aber es liegt noch ein sehr beträchtliches Versehen in diesem Beweise. Was wir im Vorhergehenden der Kürze halber einfach als zweite Prämisse bezeichneten und übrigens ganz ununtersucht liessen, soll ja selbst aus dem ersten Satze gefolgert sein. Allein wie kann sich der zweite Satz aus dem ersten ergeben, selbst wenn wir diesen so interpretiren, dass er eine Wahrheit aussagt? Wenn es absurd ist, ein Ding in der Natur anzunehmen, dessen Qualität und Quantität nicht graduell bestimmt wäre, wenn man demnach jedes Ding als ein in dieser Weise Determinirtes vorstellen muss, folgt daraus, dass auch jede Idee von einem solchen Dinge alle diese Bestimmungen mit Nothwendigkeit an sich trägt? Das anzunehmen, wäre eben so verfehlt wie die von uns schon früher zurückgewiesene (und sich theilweise damit deckende) Behauptung: weil das Individuum unendlich viele Merkmale habe, müsse auch der Inhalt des Individualbegriffes unendlich gross sein.[1] Ueberdies ist, wie wir auch schon hervorzuheben Ge-

---

[1] Hume's Irrthum drückt sich am prägnantesten in dem Satze aus, der dieses Argument beschliesst: ‚Now as 'tis impossible to form an idea of an

legenheit hatten, eine Idee von einem Individuum noch lange keine Individualidee; aber nur, wenn dies der Fall wäre, liesse sich von der durchgängigen Individualität der Dinge auf die der Ideen schliessen.

Was noch an diesem Beweise als befremdlich in die Augen fällt, ist der ausdrückliche Gegensatz, in den hier Realität und Idealität gestellt sind, und der Hume's sonstigen Ansichten über diesen Punkt kaum zu entsprechen scheint. Da uns jedoch Hume's Metaphysik erst später beschäftigen wird, müssen wir uns hier begnügen, auf das Auffallende dieser Thatsache hingewiesen zu haben.

Schauen wir einen Augenblick auf die Resultate unserer bisherigen Betrachtungen zurück, so müssen wir dieselben als durchaus negativ bezeichnen. Die These, die Hume aufstellt, um Berkeley's Verwerfung aller abstracten Ideen neu und abschliessend zu begründen, hat sich hiefür als zu schwach, die zu Gunsten dieser These vorgebrachten Argumente haben sich aus den verschiedensten Gründen als ungeeignet erwiesen, das unmittelbar zu Beweisende, — noch ungeeigneter, das mittelbar zu Beweisende zu stützen. Aber wir haben Berkeley's Polemik gegen Locke's Ansichten in der Hauptsache als berechtigt anerkennen müssen; hat also auch Hume zu dieser Polemik nichts Neues hinzubringen können, was haltbar wäre, so berechtigt uns dies, vom historischen Interesse ganz abgesehen, auch sachlich noch keineswegs, Hume's Versuch, die Theorie Berkeley's auch nach der positiven Seite hin auszubilden, einfach unberücksichtigt zu lassen, und dies um so weniger, als sich Berkeley's Positionen gerade als der schwächere Theil seiner Ausführungen herausgestellt haben.

Die Erscheinung, um deren Erklärung es sich handelt, ist, wie wir wissen, die, dass die nach Hume's Meinung als

---

object, that is possessed of quantity and quality, and yet is possessed of no precise degree of either; it follows that there is an equal impossibility of forming an idea, that is not limited and confined in both these particulars' (a. a. O. S. 327). Bezieht sich hier das ‚that' im Vordersatze, wie wohl am natürlichsten wäre, auf ‚object', so ist der Satz richtig, aber für Hume unbrauchbar; bezieht es sich dagegen auf ‚idea', so stimmt er zu Hume's Absicht, ist aber falsch.

concret erwiesenen Ideen dennoch allgemeine Bedeutung haben können. Seine Erklärungshypothese ist oben fast ganz in extenso vorgeführt worden, und zwar aus einem Grunde, der, nachdem dieselbe schon wiederholt anstandslos dargestellt worden ist, vielleicht in einer für den Verfasser nicht eben günstigen Weise auffallen mag. Es ist ihm nämlich trotz redlicher Mühe nicht gelungen, darüber, wie sich Hume eigentlich den oben beschriebenen Vorgang denkt, volle Klarheit zu gewinnen, und auch die hier ziemlich cursorischen Referate Jodl's [1] und Pfleiderer's [2] haben ihm die dunklen Punkte nicht zu erhellen vermocht. Sollte an dieser Unklarheit nun doch Hume selbst die Schuld tragen, so leuchtet wohl ein, dass wenigstens dies zu constatiren eine unerlässliche Aufgabe einer jeden Kritik sein müsste.

Der Ausgangspunkt seiner Theorie ist zunächst noch vollkommen verständlich: wir benennen ähnliche Gegenstände mit demselben Wort. Hume hätte sich zur Unterstützung dieser Aufstellung auf das Gesetz der Association durch Aehnlichkeit berufen können, welches vollkommen begreiflich erscheinen liesse, dass, wenn wir einen Gegenstand benannt haben und ein ihm ähnlicher uns begegnet, wir ganz von selbst den ersteren Gegenstand, und dann mittelbar auch das für diesen eingeführte Wort reproduciren; von da aus liegt es nahe genug, auch für den zweiten Gegenstand dasselbe Wort zu verwenden. Aus der mittelbaren Association wird so eine unmittelbare, und diese mag sich leicht allmälig auf eine ganze Reihe gleichartiger Objecte erstrecken. Hören wir nun den Namen, so tritt uns eine der associirten Individualvorstellungen ins Bewusstsein, und zwar die, welche aus irgend welchen zufälligen Gründen sich eben als nächste darbietet. Wie verhält es sich aber mit den andern, gleichfalls associirten Ideen? Sie sind uns, sagt Hume, nicht wirklich, sondern nur facultativ gegenwärtig. Aber seit wann? — erst seit der erneuten Nennung des Namens? Nach Hume's Darstellung scheint das gemeint; muss aber nicht eine Disposition, die fraglichen Individuen vorzustellen, schon vorgelegen haben, wenn sie eventuell mit Hilfe

[1] Leben und Lehre David Hume's S. 33f.
[2] Empirismus und Skepsis S. 123ff.

des Wortes reproducibel waren (und das waren sie doch alle, da a priori nicht feststand, welche Idee der gehörte Name erwecken werde)? Das scheint ausser Zweifel; der Unterschied könnte also besten Falles ein gradueller, die Disposition nach Hören des Wortes stärker sein als vorher. Aber so stark die Disposition sein mag, Disposition zu einer Vorstellung ist niemals selbst Vorstellung; die durch das Wort explicite reproducirte Idee ist also nach wie vor particulär und das Wort mit ihr.

Um so mehr muss man erstaunt sein, wenn Hume nun doch erklärt, das Wort erzeuge neben der Individualidee eine Gewohnheit (das ist doch wohl die besprochene Disposition?),[1] und diese erzeuge wieder eine andere individuelle Idee, ‚for which we may have occasion'. Dies kann nur etwa so zurechtgelegt werden, dass jene Gewohnheit als eine permanente, unentbehrliche Vorbedingung der letztgenannten Idee, jene ‚occasion' dagegen als zeitlich letzte Ursache zu betrachten ist. Dann steht und fällt aber die ganze Theorie mit dieser Occasion; muss also eine solche sich jedesmal einfinden, so oft wir jenes Wort hören? Hume sagt nichts davon; es ist auch nicht abzusehen, worin eine solche Nothwendigkeit begründet sein sollte, — dennoch kann, sobald diese Occasion entfällt, von Allgemeinheit nun wieder nicht die Rede sein.

Welcher Art diese Occasionen seien, erfahren wir nur ganz im Vorübergehen, wenn wir nämlich berechtigt sind, jene ‚Absicht oder Nothwendigkeit' hieher zu zählen, die, wie wir hörten, die vermöge jener Disposition vorzustellende Einzelidee bestimmt. Ueber die Anzahl der Occasionen, die bei einem Worte sich geltend machen können, lässt uns Hume völlig ohne Aufklärung; aber es ist zu vermuthen, dass deren mehrere sein müssen, da auf diesem mittelbaren Wege augenscheinlich mehrere Ideen zum Bewusstsein gebracht werden. Alle Individuen jedoch, an die sich jener Name knüpfen soll, vorzustellen, ist meist unmöglich (warum, wenn es möglich ist, einige vorzustellen?),

---

[1] Ueber allen Zweifel sicher ist dies nicht. Im Text heisst es: ‚that custom, which we have acquir'd by surveying them' (die Individuen nämlich), aber von einem ‚surveying' war vorher gar nicht die Rede, sondern nur von einem Anknüpfen derselben Worte an ähnliche Individuen.

wir begnügen uns daher mit einer ‚partial consideration', wobei aber wieder nicht zu ersehen ist, ob jener Mangel zur blos theilweisen Betrachtung des Inhaltes oder des Umfangs des betreffenden Begriffes führt (wenn es erlaubt ist, uns für einen Moment der uns heute geläufigen Ausdrucksweise zu bedienen). Der erste Schein spricht natürlich für das Letztere; aber Hume's noch zu besprechende Ausführungen über die ‚distinctio rationis' zeigen, dass auch die erstere Deutung nicht schlechthin von der Hand zu weisen ist.

Indessen gerathen alle bisher wahrscheinlich gemachten Interpretationen wieder ins Schwanken, wenn man denselben Hume's nachträgliche Bemerkung entgegenhält, dass, ehe jene Gewohnheit durchgebildet sei, wir oft statt einer Idee mehrere hinter einander bilden, um uns über den Sinn jenes Wortes aufzuklären. Dies wird unfraglich als etwas von dem obigen Vorgange ganz Verschiedenes geltend gemacht; worin soll aber, wenn wir Hume bisher richtig verstanden haben, die Verschiedenheit liegen? Wodurch kann dieses Zusammensuchen verschiedener mit demselben Worte bezeichneter Gegenstände ermöglicht werden, wenn nicht durch die Associationen, welche sich an das Wort knüpfen, also durch das, was Hume früher Gewohnheit genannt hat? Man könnte einen Augenblick lang an Association der Vorstellungen selbst nach dem Gesetze der Aehnlichkeit denken, aber auch nur einen Augenblick. Denn, um bei Hume's Beispiel zu bleiben, hätten wir zur Illustration dessen, was Figur bedeutet, einen concreten Kreis vorgestellt, der, da er doch Farbe haben muss, etwa weiss sein mag, so könnte sich nach dem Gesetze der Aehnlichkeit Schnee oder Zucker daran mindestens ebensogut associiren, als ein weisses Quadrat. — Auch darin, dass wir hier einen Gegenstand nach dem andern vorstellen, kann kein Unterschied gegenüber dem ersten Falle liegen; denn mag jene Gewohnheit auch eine Disposition für alle associirten Ideen begründen, so können diese, mögen wir ihrer viele oder wenige wirklich vorstellen, doch kaum jemals sich alle gleichzeitig im Bewusstsein vorfinden.

Die hier hervorgehobenen Schwierigkeiten zu lösen, ist der Verfasser, wie schon oben bemerkt, nicht im Stande. Sollte es einem schärferen Verstande gelingen, das scheinbar Dunkle

dieser Ausführungen aufzuhellen, so wird er sich dankbar der besseren Einsicht anschliessen; wenn aber nicht, so glaubt er nun in der That so viel ausgemacht zu haben, dass die Hume'sche Theorie hier an Unklarheiten leidet, über die man bei der Darstellung zwar leicht hinwegspringen, die man jedoch unmöglich durch Interpretation beseitigen kann.

Es versteht sich unter solchen Umständen von selbst, dass hier das Gebiet der sachlichen Kritik ein ziemlich beschränktes sein muss. Gleichwohl dürfte sie auch hier nicht werthlos sein, einestheils, weil wir erwarten dürfen, auf diesem Wege neues Material zur Charakteristik der vorliegenden Untersuchungen zu gewinnen, — dann aber auch, weil sich daraus wohl ergeben muss, welche Aussicht ein etwaiger Versuch hätte, Hume's Theorie unter Beibehaltung der wesentlichen Grundlagen weiter auszubilden.

Schon der erste Schritt Hume's, die Anwendung desselben Wortes auf ähnliche Gegenstände, führt, von seinem Standpunkte aus betrachtet, auf Inconvenienzen. Zwar haben wir selbst zur Unterstützung dieses Princips auf die Association durch Aehnlichkeit hingewiesen, und sind auch jetzt weit entfernt, dessen Bedeutung für die Bildung allgemeiner Namen zu unterschätzen; aber es muss hier darauf hingewiesen werden, wie wenig Association ohne Abstraction in dieser Richtung zu leisten vermöchte. Gesetzt, wir hätten etwas Kreisförmiges vor uns, sei es nun ein gezeichneter Kreis, ein kreisrundes Papier oder ein Mühlstein (einen Kreis in abstracto können wir ja nach Hume gar nicht denken) und nennten dies Figur,[1] so lässt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit behaupten, dass uns nie und nimmer einfallen würde, sobald wir nun etwa ein quadratisch abgegrenztes Kornfeld sähen, uns jener ‚Figur' als ähnlich zu erinnern und so auch dem Felde den Namen Figur zu geben. Freilich, sind wir im Stande, an Gestalt in abstracto dabei zu denken, dann ist Alles einfach; aber eben das ist die Voraussetzung, die Hume am allerwenigsten zulässt. Die Schwierigkeit wird natürlich um so grösser, je allgemeiner

[1] Um die philologische Richtigkeit ist es uns hier natürlich nicht zu thun.

der Name sein soll: was z. B. das eben berührte Wort Gestalt anlangt, so kann es auf alle Gegenstände im Raume angewendet werden, beruht also auf einer Aehnlichkeit, die, wenn man den Gegenstand nur stets mit allen seinen Details betrachten kann, viel zu verbreitet und darum viel zu wenig auffallend ist, um eine Association zu begründen.

Wenn übrigens Hume über die Festigkeit der oben oft genannten ‚Gewohnheit' staunt, welche gestattet, dass ohne Missverständniss dieselbe Particularidee an verschiedene allgemeine Worte geknüpft werden kann, so liegt dem offenbar eine Thatsache zu Grunde, die noch viel erstaunlicher ist. Wie ist man denn nur darauf verfallen, ein und derselben Particularidee, bevor jene Gewohnheit sich bildete, die allerverschiedensten Namen zu geben, z. B. dasselbe Ding einmal Mühlstein, ein andermal ein Rundes, dann ein Weisses, Schweres, einen Körper u. s. w. u. s. w. zu nennen, und dann, sobald man andere ähnliche Dinge antraf, diesen bald den einen, bald den anderen jener vielen Namen zu geben, und zwar so, dass den unter einander ähnlichen Dingen immer auch dieselben Namen zufallen, nicht aber unterschiedlos bald diesem, bald jenem Gegenstande, wie doch zu erwarten wäre, wenn die Aehnlichkeit immer nur im Ganzen, und nicht in Beziehung auf einzelne Attribute in Wirksamkeit treten könnte? Eines mindestens scheint sich aus der ganzen Verwirrung ziemlich unzweifelhaft zu ergeben. Dasselbe Wort wird für sehr viele und sehr verschiedene Dinge gebraucht; dasselbe Ding wird (und zwar, wie es scheint, ganz grundlos) mit einer sehr grossen Anzahl verschiedener Namen benannt, — es ist also nicht abzusehen, wie sich unter so ungünstigen Umständen eine auch nur einigermassen merkliche Association zwischen Wort und Idee bilden könnte.

Gesetzt jedoch, alle hier geltend gemachten Bedenken beständen nicht, gesetzt, es gelänge, die Associationen ganz so zu contrahiren, wie Hume verlangt: so gerathen wir doch sofort auf eine neue Schwierigkeit, sobald wir die auf dem Hume'schen Wege gebildeten ‚allgemeinen Ideen' zu Urtheilen zu verwenden suchen. Denn man erkennt leicht, dass Letztere durch Hume's Theorie alle Bedeutung verlieren. Spreche ich etwa den Satz aus: ‚Die Wölfe sind Säugethiere', so ist damit zu-




nächst nur etwas über Worte ausgesagt; bezüglich der Dinge lässt sich daraus nur ganz im Allgemeinen auf eine Aehnlichkeit schliessen, welche die Association an das Wort Säugethier voraussetzt, — da aber dieselben Gegenstände auch noch mit vielen anderen z. B. an den Namen organisches Wesen associirt sind, so ist mit der Erkenntniss jener Aehnlichkeit so gut wie gar nichts gewonnen.

Lassen wir aber auch dies Alles bei Seite, so bleibt immer noch das sogenannte abgekürzte Verfahren, das nach Hume's Ansicht ja in der Regel eintritt, als etwas höchst Sonderbares übrig. Es ist sehr begreiflich, dass dem, der ein Attribut denkt, in Folge dessen ein Gegenstand in den Sinn kommt, der dieses Attribut an sich trägt. Dass uns aber darum, weil wir ein Attribut vorstellen, ein Object einfallen soll, das dieses Merkmal gerade nicht besitzt, das ist nicht nur, wie schon Hume meint, ‚einer der ausserordentlichsten Umstände', sondern das widerspricht allem über Association und Reproduction Beobachteten so sehr, dass eine umfangreiche Begründung durch analoge Fälle erforderlich wäre, um einen solchen Erklärungsversuch überhaupt statthaft, um so mehr also, um ihn wahrscheinlich zu machen.

Ganz ausser Acht gelassen hat Hume übrigens den Analogiebeweis nicht, wenn er ihn auch nicht zu Gunsten des letztbesprochenen Punktes anwendet, sondern um anderweitig seine Theorie zu stützen. Allein die von ihm herbeigezogenen Fälle erweisen sich als wenig zu diesem Zwecke geeignet. Das Reproduciren von Versen mit Hilfe des Anfangswortes ist doch nicht mehr als ein Beispiel einfacher Ideenassociation, deren Vorhandensein Hume an dieser Stelle nicht erst sicher zu stellen hat. Weist er ferner auf die Aehnlichkeit als Hilfe für die Reproduction hin, so wissen wir schon aus den obigen Betrachtungen, ein wie zweifelhafter Bundesgenosse diese Aehnlichkeit gerade für Hume's Theorie ist. Aehnlich in irgend einer Hinsicht (wie ein Vertheidiger der abstracten Begriffe wohl sagen darf, nicht aber Hume) ist der durch das Wort zunächst ins Bewusstsein gerufene Gegenstand in der Regel sowohl den anderweitig unter jenes Wort als den nicht darunter fallenden Dingen; vermag die Aehnlichkeit also einerseits die Reproduction im Sinne Hume's zu fördern, so erleichtert sie auf der

andern Seite Verwechslungen in eben demselben Maasse. — Die beiden noch übrigen Beispiele beziehen sich auf den schon oben (S. 215) erwähnten Fall des richtigen Gebrauches von Worten, deren Sinn wir uns gar nicht oder nur theilweise gegenwärtig halten. Eine Analogie zu Hume's Abstractionstheorie ist aber darin nicht zu erkennen.



Zum Schlusse sei nur noch darauf hingewiesen, dass Hume's Hypothese, auch wenn ihr sonst nichts im Wege stünde, doch durchaus nicht im Stande wäre, Alles, was man gewöhnlich unter die Phänomene der Abstraction einbegreift, zu erklären. Man hört häufig genug von Familienzügen, die Verwandten gemeinsam sein sollen, von Nationaltypen, Nationalcharakter, — auch vom Styl einer Literatur oder Kunstperiode wird oft genug die Rede sein. Neben manchen Unklarheiten, die hier gewiss mit unterlaufen, handelt es sich doch um wirklich gemachte Beobachtungen, um Merkmale, die mehreren oder vielen Individuen gemeinsam sind. Die Vorstellungen dieser Attribute erscheinen demnach als Allgemeinbegriffe, bei denen aber kaum jemand bestreiten wird, dass das Gemeinsame erst als solches bemerkt werden musste, ehe man ihm einen Namen gab (wenn es nämlich überhaupt zur Namengebung gekommen ist). Hier also erhält sicher der Name durch den Begriff seine Allgemeinheit, nicht der Begriff durch den Namen.

Auch auf das Urtheil müssen wir in diesem Zusammenhange noch einmal zurückkommen, da sich hier Hume's Aufstellungen als vollends ungenügend erweisen. Wen meinen wir mit dem Satze: ‚Alle Menschen sind sterblich', nur die, welche wir gesehen, oder an die wir als Einzelne gedacht haben? Gewiss nicht; jedermann will damit etwas von allen Menschen ausgesagt haben, die existiren, existirt haben und existiren werden. Dass aber nicht die Vorstellungen von allen diesen mit dem Worte Mensch einzeln Associationen eingegangen sein können, dass andererseits der allgemeine Satz, wenn auf den durch Hume's Theorie geforderten Umfang eingeschränkt, den Charakter der Allgemeinheit völlig einbüssen müsste, das ist wohl handgreiflich genug.

Vielleicht hat mancher Leser bei der hier versuchten Darstellung der Hume'schen Abstractionstheorie und noch mehr bei

der Kritik derselben die Berücksichtigung der Ausführungen unseres Philosophen über die ‚distinctio rationis' vermisst, ja den Verfasser des Leichtsinns oder der Parteilichkeit beschuldigt, wenn er Einwendungen gegen Hume erhob, welche mit Hilfe dieser Distinctio allenfalls zu Gunsten Hume's zu beseitigen gewesen wären. Aber eben in dieser Möglichkeit konnte der Anlass zu dem Missverständniss liegen, als wäre das, was Hume über die distinctio sagt, ein wesentlicher Theil seiner Abstractionstheorie,[1] während er doch die vorliegende Frage erst anhangsweise zur Sprache bringt und noch ausdrücklich hervorhebt: ‚Zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten müssen wir auf die obige Erklärung der abstracten Ideen recurriren'.[2] Er will also nur eine Anwendung der zuvor aufgestellten Principien geben; diese Anwendung kann aber, mag sie nun auf thatsächlich richtige oder falsche Resultate führen, weder unbedingt für, noch unbedingt gegen jene Principien zeugen, da ja nebenher noch immer die Frage, ob die Anwendung auch eine richtige war, in Betracht kommen muss. Die Entscheidung über diese Frage erfordert nun aber bereits ein möglichstes Verständniss der anzuwendenden Theorie; und da überdies die vorliegende Anwendung von Hume nicht erst als Beweis für jene in Anspruch genommen, der Beweisversuch vielmehr, wie wir sahen, auf ganz andere Fundamente gestützt wird, so haben wir uns auch keiner Ungerechtigkeit schuldig gemacht, wenn wir die Theorie für sich einer Prüfung unterzogen und für Inconvenienzen verantwortlich machten, die sie unvermeidlich mit sich zu führen schien. Sollten wir aber richtig geurtheilt haben, so wirft es schon von vorn herein kein eben günstiges Licht auf die Anwendung, wenn bei dieser Bedenken verschwinden können, die aus jenen Principien in correcter Weise erschlossen worden sind.

Ueberdies erkennt man leicht, wie wenig diese ‚Anwendung' im Stande ist, das über der Theorie schwebende Dunkel etwa aufzuhellen. Es handelt sich hier um die Unterscheidung zwischen der Gestalt und dem gestalteten Körper, zwischen

---

[1] Das scheint wirklich Green's Meinung, vergl. §. 218 der ‚General introduction' zu der von uns benützten Hume-Ausgabe (Bd. I S. 179 f.).

[2] a. a. O. S. 332.

Bewegung und dem bewegten Körper. ‚Die Schwierigkeit, diese Distinction zu erklären,' sagt Hume, ‚entsteht aus dem oben erörterten Princip, dass alle Ideen, die verschieden sind, trennbar seien. Denn es folgt daraus, dass, wenn die Gestalt von dem Körper verschieden ist, deren Ideen sowohl trennbar als unterscheidbar sein müssen; sind jene nicht verschieden, so können ihre Ideen weder trennbar noch unterscheidbar sein.' Das Dilemma lautet unzweideutig genug, und wenn man ein Paar Zeilen weiter unten Hume's Behauptung liest, Gestalt und gestalteter Körper seien ‚in Wirklichkeit weder unterscheidbar, noch verschieden, noch trennbar', so kann man nicht anders denken, als dass die Frage nach der distinctio rationis nun dahin entschieden sei, dass es eben nichts dergleichen geben könne. Aber Hume argumentirt anders. Der Geist hätte, meint er, von einer solchen Unterscheidung niemals auch nur geträumt, ‚bemerkte er nicht, dass selbst in dieser Einfachheit mancherlei Aehnlichkeiten und Relationen sich vorfinden'. An der Idee einer weissen Marmorkugel z. B. können wir in der That Farbe und Gestalt weder trennen noch unterscheiden, aber der Vergleich derselben mit einer Kugel von schwarzem, einem Würfel von weissem Marmor ergibt zwei verschiedene Aehnlichkeiten. Mit einiger Uebung unterscheiden wir nun Gestalt und Farbe, d. h., wir stellen Beide zusammen vor, ‚da sie factisch identisch und ununterscheidbar sind, aber wir betrachten sie von verschiedenen Gesichtspunkten, je nach den Aehnlichkeiten, deren sie fähig sind. Wollen wir daher nur die Gestalt der weissen Marmorkugel betrachten, so bilden wir in Wirklichkeit eine Idee sowohl von Gestalt als von Farbe, — aber wir richten stillschweigend unser Auge auf die Aehnlichkeit mit der schwarzen Marmorkugel; in gleicher Weise wenden wir, wenn wir nur die Farbe in Betracht ziehen wollen, unseren Blick auf die Aehnlichkeit mit dem Würfel von weissem Marmor. So begleiten wir unsere Ideen mit einer Art Reflexion, auf die uns die Gewohnheit in hohem Grade unachtsam macht'.[1]

Wenn Hume versprochen hat, die distinctio rationis durch seine Abstractionstheorie zu erklären, so wissen wir nun, dass er von dieser nichts als den Satz von der Untrennbarkeit und

[1] Treatise, a. a. O. S. 332f.

Ununterscheidbarkeit des Identischen herbeigezogen hat. Aber es muss selbst bezüglich dieses Satzes sehr fraglich erscheinen, ob Hume durch ihn, ob er nicht vielmehr im Gegensatze zu ihm das eben dargestellte Resultat erreichte. Zwar hält ihn Hume, wie wir sahen, fortwährend aufrecht, er erklärt wiederholt Farbe und Gestalt als identisch und ununterscheidbar; wie es dann aber möglich ist, dass zwischen Farbe und Gestalt nun doch, und wäre es auch durch die complicirteste Gedankenoperation, eine Unterscheidung erfolgen kann, das ist ein Räthsel, zu dessen Lösung uns Hume nicht verholfen hat, dessen Lösung zu finden wohl auch niemand Anderer im Stande wäre.

Hier liegt also jedenfalls ein Widerspruch; aber noch ein Anderes muss hervorgehoben werden. In dem Beispiel von Kugeln und Würfel ist von dem Wahrnehmen zweier verschiedener Aehnlichkeiten die Rede. Zwar spielt, wie wir sahen, auch in der Hume'schen Abstractionstheorie die Aehnlichkeit eine grosse Rolle; indessen haben wir uns stets bemüht, an den betreffenden Stellen diese Relation zwar als associationserregendes Factum in Betracht zu ziehen, die Vorstellung der Aehnlichkeit aber aus dem Spiele zu lassen. Der Grund dafür war einfach: Erwies sich der Grad einer Qualität von dieser, die Qualität selbst von dem mit ihr behafteten Körper als weder verschieden noch unterscheidbar noch trennbar, so musste dasselbe von einer Relation und deren Fundamenten gelten; man konnte also nach Hume höchstens zwei ähnliche Dinge, aber niemals Aehnlichkeiten vorstellen. Noch weniger war an die Möglichkeit zu denken, Ideen von Relationen zwischen Attributen zu bilden; und da solche wohl nöthig wären, um ein Ding mit mehreren andern in verschiedener Hinsicht ähnlich zu finden, so glaubten wir diese Möglichkeit, auch wo sie zu Gunsten Hume's in Rechnung gezogen werden konnte, ausser Acht lassen zu müssen. Wie nun, wenn die uns früher unmöglich erscheinende Annahme nun die Grundlage zur Erklärung der distinctio rationis wird? Sicher ist, dass dieser Umstand allein nichts dazu beitragen kann, unsere früheren Bedenken zu beseitigen; im Gegentheil tritt hier noch ein Moment hinzu, durch das diese Erklärungsweise vollends unstatthaft wird: Um zu einem Unterschiede zwischen Gestalt und gestaltetem Körper zu gelangen, müssen wir, wie dargethan,

zuvor zwei verschiedene Aehnlichkeiten wahrnehmen, Aehnlichkeiten, sagen wir; setzt dies nicht schon eine Unterscheidung zwischen Aehnlichkeit und den ähnlichen Gegenständen voraus? Das scheint ziemlich sicher; ist dem aber so, dann hat Hume die distinctio rationis durch — die distinctio rationis erklärt.

Wir haben bei der Darstellung und Analyse der Hume-schen Abstractionslehre von dem, was wir vorher selbstständig zu ermitteln versuchten, fast ganz und gar abgesehen; und in dieser Zurückhaltung lag wohl der beste Schutz gegen jede Parteilichkeit. Denn wenn wir die fragliche Theorie sich gewissermassen an sich selbst und an der Erfahrung erproben liessen, so konnte bei der Beurtheilung, ob sie diese Probe bestanden habe oder nicht, Voreingenommenheit für oder gegen sie unmöglich die Oberhand gewinnen.

Nachdem wir nun aber auf diesem Wege zu einem Resultate gelangt sind, ist es auch leicht, den Punkt namhaft zu machen, der ein Misslingen des vorliegenden Erklärungsversuches zur Nothwendigkeit werden liess. Das Ausserachtlassen des Begriffsinhalts, das Einführen der Ideenassociation zur Ableitung der Erscheinungen des Begriffsumfanges — das sind die beiden Grundfehler der Hume'schen Abstractionstheorie. Jetzt ist es wohl erlaubt, ohne weitere Begründung auf unsere frühere Darlegung zurückzuweisen. Klar genug dürfte sich dort namentlich ergeben haben, wie wenig der Begriffsumfang mit der Ideenassociation gemein hat; und die völlige Unzulänglichkeit von Hume's Associationshypothese wird nur geeignet sein, diese Wahrheit in ein noch helleres Licht zu setzen.



Aber auf Grund alles dessen könnte leicht ein Zweifel entstehen, ob Ausführungen, die sich so in jeder Hinsicht als unhaltbar herausstellen mussten, und daher die Gedankenrichtung von Hume's Nachfolgern gewiss nicht nachhaltig beeinflussen konnten, — ob solche Ausführungen, sagen wir, einer eingehenden Betrachtung überhaupt werth gewesen wären. Solchen Einwürfen gegenüber ist jedoch zweierlei geltend zu machen. Vor Allem ist eben Hume's Unternehmen, die Allgemeinheit der Universalbegriffe auf Association zurückzuführen, so ver-

fehlt es ist, als ein Schritt und zwar einer der ersten Schritte in der Richtung zu betrachten, die seit Hume für die Entwickelung der empirischen Schule von entscheidenstem Belang geworden ist, indem sie deren Philosophie im eigentlichen Sinne zu einer Philosophie der Ideenassociation gemacht hat. Wenn J. St. Mill gerade bei der Erörterung der auf die Abstraction bezüglichen Fragen sich zu dem Ausspruche gedrängt fühlt, ‚dass es in der Psychologie nichts Universelles gibt, ausser den Gesetzen der Association‘,[1] so ist dies nicht nur höchst bezeichnend für die denn doch über Gebühr grosse Rolle, welche dieses, gewiss höchst bedeutungsvolle, Princip in der englischen Psychologie der Gegenwart spielt, sondern es beleuchtet zugleich in unverkennbarer Weise den Einfluss, den Hume im Laufe eines Jahrhunderts auf das Denken seiner Landsleute zu nehmen vermochte. Denn es bedarf nur noch eines Blickes auf die Weise, in der noch J. Locke am Ende des zweiten Buches seines Essay die Phänomene der Ideenassociation behandelt, um zu erkennen, wie Hume es war, der zu einer wissenschaftlichen Verwerthung der Association zur Erklärung anderer psychischer Erscheinungen erst recht eigentlich den Anstoss gegeben hat.

Bezieht sich das eben Gesagte zwar nicht nur auf Hume's Abstractionstheorie, doch sicher auch auf diese, so muss zweitens unter alleiniger Rücksicht auf letztere noch einmal an das erinnert werden, was schon oben[2] über das Verhältniss Hume's zu Berkeley festgestellt wurde. Wenn heute unter den englischen Empirikern der Nominalismus als die herrschende Lehre gilt, so ist das eine Thatsache, die, wie wir wissen, zunächst nicht auf die berühmte Einleitung in Berkeley's Abhandlung, sondern auf die hier von uns geprüften Ausführungen Hume's zurückweist.

Freilich, wer den modernen englischen Nominalismus nach dem beurtheilen wollte, was J. St. Mill, der sich selbst auch unter die Nominalisten zählt, über Abstracta sagt, der könnte leicht zu der Meinung gelangen, dass dieser ‚Nominalismus‘

---

[1] Examination ch. XVII, a. a. O. S. 379.

[2] S. 218 ff.

selbst nichts mehr als ein leerer Name, und somit Hume's Einfluss in dieser Richtung nicht eben hoch anzuschlagen sei. Die Bedeutung Mill's berechtigt uns wohl, die vor Allem hiehergehörige Stelle aus seinem Buche über Hamilton[1] mitzutheilen.

‚Die Bildung eines Begriffes,' heisst es da, ‚besteht nicht darin, dass wir die Attribute, die ihn zusammensetzten, von allen andern Attributen desselben Objectes trennen, und uns in den Stand setzen, jene Attribute abgesondert von den übrigen vorzustellen. Wir concipiren sie nicht, wir denken sie nicht, wir apprehendiren sie nicht als Dinge für sich, sondern nur als Bestandtheile der Idee eines particulären Objectes neben vielen andern Attributen, mit denen sie zusammengesetzt sind. Aber eben indem wir sie als Theile eines grösseren Ganzen auffassen, haben wir die Fähigkeit, unsere Aufmerksamkeit auf sie zu richten, so dass wir die übrigen Attribute, mit denen wir sie als combinirt vorgestellt haben, vernachlässigen. So lange diese Concentration der Aufmerksamkeit wirklich dauert, sind wir, sofern diese intensiv genug ist, im Stande, von einigen der übrigen Attribute kein Bewusstsein zu haben und für eine kurze Zeit nichts gegenwärtig zu halten, als die Attribute, welche den Begriff constituiren. In der Regel ist indess die Aufmerksamkeit nicht so exclusiv und lässt im Bewusstsein Raum für andere Elemente der concreten Idee, obwohl das Bewusstsein dieser Elemente entsprechend der Energie und Stärke der Concentration schwach ist, — und in dem Momente, in dem die Aufmerksamkeit nachlässt, erscheinen diese andern Bestandtheile im Bewusstsein, sofern dieselbe Idee fortfährt, den Geist zu beschäftigen. Wir haben demnach, genau zu reden, keine allgemeinen Begriffe, wir haben nur complexe Ideen von Objecten in concreto; aber wir können unsere Aufmerksamkeit ausschliesslich auf gewisse Theile der concreten Idee richten, und durch diese exclusive Aufmerksamkeit geben wir diesen Theilen die Fähigkeit, ausschliesslich den Lauf unserer Gedanken, wie sie die Association successiv hervorruft, zu bestimmen, und sind bereit, einer Kette von Meditationen oder Folgerungen in Bezug auf diese Theile zu folgen, ganz so,

[1] Chapt. XVII, a. a. O. S. 371.

als ob wir im Stande wären, sie abgesondert vom Reste vorzustellen.'

Es war vielleicht schon um der Sache willen nicht ganz unpassend, nachdem wir uns hier so viel mit Polemik beschäftigt haben, nun auch einer Darstellung des Abstractionsactes zu gedenken, mit der wir uns, abgesehen von der nicht eben vielsagenden nominalistischen Klausel, ziemlich rückhaltslos einverstanden erklären können. Aber auch dieser Differenzpunkt verdient hervorgehoben zu werden, da es sich dabei um eine, sowohl in unserem nächsten Zusammenhange, als auch für die Charakteristik der modernen englischen Philosophie nicht unwesentliche Thatsache handelt.

Wir sprechen eben von J. St. Mill's sogenanntem Nominalismus, und müssen hier nochmals auf die schon oben[1] benützte Definition, die Mill selbst von dem in Rede stehenden Worte gibt, recurriren. Ist wirklich den Nominalisten die Ansicht wesentlich, dass die Namen das einzige Allgemeine seien, was existirt, so wird zunächst wenigstens jedermann zugeben, dass aus der hier reproducirten Stelle kaum etwas von einer derartigen Meinung ihres Verfassers zu entnehmen ist. Er fährt dann zwar fort: ,Was uns dieses Vermögen gibt, ist vor Allem die Anwendung von Zeichen, und zwar insbesondere jener Art von Zeichen, welche am wirksamsten und uns vertrautesten ist, d. i. der Namen'; allein dies kann nicht genügen, um Mill's Theorie zur nominalistischen im obigen Sinne zu machen. Angenommen, was zu untersuchen uns hier zu weit führen würde, Mill habe in diesem Punkte Recht, gesetzt, es komme nie eine Verallgemeinerung zu Stande ohne Namen, so besagt dies nur, dass der Name eine conditio sine qua non der Verallgemeinerung sei, nicht aber, dass in ihm diese selbst liege. Im Gegentheil hat Mill selbst von Concentration der Aufmerksamkeit auf gewisse Theile des Concretums gesprochen; durch was immer diese veranlasst sei, sie ist ein psychischer Act; der Begriff, dem die Aufmerksamkeit höchstens als Ganzem zugewendet ist, unterscheidet sich psychologisch von dem Begriffe, bei dem einzelne Theile durch die Aufmerksamkeit vor den andern ausgezeichnet sind; der Unterschied liegt somit

[1] S. 216.

zwar nicht in der Zahl der Theile, wie Locke meinte, sondern im Verhältniss der Vorstellungselemente zu einander und zum vorstellenden Subjecte, — aber der Unterschied zwischen diesen Begriffen, den concreten einerseits, den von uns abstract genannten andererseits, ist unverkennbar. Nach Mill's eigener Theorie ist demgemäss ‚die Allgemeinheit nicht nur ein Attribut der Namen, sondern sie ist auch ein Attribut der Ideen. Die äusseren Objecte sind alle individuell, aber jedem Namen entspricht ein allgemeiner Begriff', — das ist aber wörtlich genau die Charakteristik, welche Mill selbst[1] von den Conceptualisten entwirft, zu deren Gegnern er sich bekennt.

Es versteht sich, dass, wenn es sich bei der ganzen Angelegenheit nur um Namen handelte, eine eingehende Erörterung hier um so weniger motivirt gewesen wäre, als sich ja die Anwendung der Bezeichnung ‚Nominalismus', für die Mill eine begreifliche Vorliebe haben konnte, auf seine Theorie in gewissem Sinne wenigstens rechtfertigen liesse. Aber dieser Sinn wäre eben einer, den sonst weder J. St. Mill selbst noch jemand Anderer gewöhnlich mit diesem Worte verbindet, und darum kann die Behauptung, Mill sei ein Nominalist, auch wenn sie von ihm selbst ausgeht, nicht anders als irrig genannt werden.

Das Eine scheint also ausser Frage: Auf J. St. Mill's Ansichten über Abstraction und Verallgemeinerung hat Hume keinen nennenswerthen Einfluss zu gewinnen vermocht. Sollte es mit den übrigen Anhängern des Nominalismus ebenso bewandt, sollte für sie Hume's Theorie wirklich so überwunden sein, dass nichts auf ihn zurückweist, als etwa der Name, den sie sich beilegen?

Man könnte in der Meinung, dass dem so sei, durch eine Bemerkung A. Bain's noch bestärkt werden. ‚Wir sind fähig,' sagt dieser,[2] ‚auf die Punkte der Uebereinstimmung ähnlicher Dinge zu achten, und die Differenzpunkte zu vernachlässigen; so wenn wir an das Licht leuchtender, oder an die Rundheit runder Körper denken, — diese Kraft heisst Abstraction'. Aber

[1] Examination, a. a. O. S. 359 f.

[2] Mental and moral science b. II ch. V §. 2 S. 176.

man braucht nur um Weniges weiter zu lesen, um den Irrthum mindestens bezüglich Bain's zu erkennen. Ungefähr eine Seite hinter der obigen Stelle[1] finden wir Folgendes: ,Abstraction besteht nicht eigentlich darin, eine Eigenschaft eines Dinges von den andern im Geiste zu trennen, z. B. die Rundheit des Mondes, abgesondert von seiner Helligkeit und seiner scheinbaren Grösse, zu denken. Eine solche Trennung ist undurchführbar, niemand kann einen Kreis ohne Farbe und bestimmte Grösse vorstellen. Alle Zwecke der abstracten Idee werden erreicht, indem man ein concretes Ding vorstellt in Gemeinschaft mit anderen Dingen, die ihm in Bezug auf das fragliche Attribut gleichen; und indem man von dem einen Concretum nichts aussagt, als was auch für alle übrigen wahr ist.' Es ist hier wohl kaum nöthig, den Leser an Hume's Beispiel von Marmorkugel an Marmorwürfel zu erinnern, um ihn zu überzeugen, dass Bain im Grunde nur Hume's Theorie über die distinctio rationis seiner Erklärung zu Grunde gelegt hat. Dieser Erklärung gegenüber ist auch kein Anlass vorhanden, die Wirklichkeit des durch sie gestützten ,Nominalismus' in Zweifel zu ziehen. Denn, dass ein Vorgang, wie der von Bain geschilderte, keine Abstraction ist, das muss jeder zugeben, wenn auch vielleicht nicht jeder zugeben wird, dass es möglich sei, auf diesem Wege zu wirklicher Allgemeinheit zu gelangen.

Es würde natürlich die uns gesteckten Grenzen weit überschreiten, wollten wir es unternehmen, die Entwicklung, welche die Abstractionstheorie in England seit Hume genommen hat, Schritt für Schritt zu verfolgen; was wir allein thun können, ist, die Anknüpfungspunkte an Hume in Beispielen aufzuweisen, und zu diesem Zwecke mag hier noch zweier Denker der neuesten Zeit gedacht sein.

Der erste ist James Mill, der im achten Capitel seiner ,Analysis of the phenomena of the human mind' die Frage der Verallgemeinerung eingehend erörtert: ,Der Mensch,' führt er aus, ,wird zuerst mit Individuen bekannt, er benennt' daher auch ,zuerst Individuen. Aber Individuen sind unzählbar, der

[1] a. a. O. §. 3 S. 177 f.

Mensch kann nicht unendlich viele Namen behalten, muss daher einen Namen für viele Individuen dienen lassen.' Er bedarf eben eines Abkürzungsmittels, und als solches fungiren Namen, die in gleicher Weise ,eine Anzahl von Individuen mit allen ihren Besonderheiten bezeichnen', um von vielen auf einmal sprechen zu können.[1] ,Worte erhalten ihre Bedeutung nur durch Association' mit einer Idee.[2] Wird nun z. B. das Wort Mensch zunächst nur auf ein Individuum angewendet, so associirt es sich mit der Idee desselben und gewinnt die Kraft, diese wachzurufen; das Gleiche gilt von der Anwendung auf ein zweites, drittes Individuum u. s. f., bis das Wort ,mit einer unbestimmten Zahl associirt ist, und die Kraft erlangt hat, eine unbestimmte Anzahl dieser Ideen indifferent aufzurufen'. Das Letztere geschieht nun in der That, so oft dieses Wort vorkommt, und indem es jene Ideen ,in enger Verbindung wachruft, gestaltet es sie zu einer Art complexer Idee', wie auch sonst die Association oft complexe Ideen aus einer unbestimmten Anzahl von Ideen bildet.[3] ,Es ist auch eine Thatsache, dass, wenn eine Idee bis zu gewissem Grade complex ist, sie vermöge der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, die sie enthält, auch nothwendig indistinct ist', z. B. die eines Tausendecks, eines Heeres, Forstes u. dgl. Wenn in dieser Weise ,dasselbe Wort Mensch die Idee einer unbestimmten Zahl von Individuen erweckt, nicht nur aller derjenigen, denen ich individuell den Namen gegeben habe, sondern auch derer, denen ich ihn in der Phantasie gegeben habe, oder von denen ich mir einbilde, dass er ihnen je gegeben werden wird, ... so ist es offenbar eine sehr complexe Idee und daher indistinct, und diese Indistinctheit ist ohne Zweifel eine Ursache des Dunkels, welches darüber verbreitet schien'.[4] ,Es ist daraus zu entnehmen, dass Appellativa oder allgemeine Namen eine doppelte Bedeutung haben; . . . die einfachen Ideen, die . . . bei jedem Individuum zu einer complexen Idee zusammengewachsen sind, sind das eine Ding, das durch jedes Appellativ

---

[1] a. a. O. Bd. I S. 260.
[2] ibid. S. 262.
[3] ibid. S. 264.
[4] ibid. S. 265.

bezeichnet wird, und diese complexe Idee des Individuums, verwachsen mit einer andern, einer dritten derselben Art u. s. f. ohne Ende ist das andere der dadurch bezeichneten Dinge. So bezeichnet das Wort Rose vor Allem einen bestimmten Geruch, bestimmte Farbe, Gestalt, Consistenz, so associirt, dass sie eine Idee, die des Individuums, ausmachen; ferner bezeichnet es dieses Individuum, associirt mit einem andern, einem dritten, vierten u. s. f., mit einem Wort, es bezeichnet die Classe.'[1]

Gerade die letzten Zusammenfassungen legen den Vergleich mit Hume ungemein nahe. Wie bei diesem haben wir auch bei James Mill den Versuch vor uns, die Verallgemeinerung als speciellen Fall der Ideenassociation zu erweisen; wie dort, so ist hier der Name zunächst an das Individuum geknüpft und erweckt auch jederzeit zunächst die concrete Individualvorstellung mit all ihren Bestimmungen; wie dort, so schliesst sich hier an diese ein eigenthümliches psychisches Phänomen, das vermöge der concurrirenden Association verschiedener Individualbegriffe an denselben Namen entsteht, und dem in Folge der grossen Anzahl dieser Individualia eine gewisse Unklarheit anhaftet, was Hume als blos virtuelle Gegenwart der Einzelvorstellungen, Mill als Indistinctheit seiner complexen Idee bezeichnet. Natürlich liegt uns eine Kritik Mill's hier völlig fern; so viel kann man jedoch schon auf den ersten Blick erkennen, dass Hume ihm wenigstens in einem Punkte überlegen scheint: er hat auf die zum Zustandekommen einer geregelten Association nothwendig erforderliche Aehnlichkeit der Individuen hingewiesen, die James Mill völlig ausser Acht gelassen hat.

Mancher Leser wird vielleicht ein wenig befremdet sein, an zweiter und letzter Stelle in diesem Zusammenhange den Namen H. Taine's anzutreffen. Er gedenkt wohl der Charakteristik, die der Verfasser des ‚Positivisme anglais' in seiner etwas rhetorischen Weise von der Abstraction gegeben hat. ‚Eine neue Fähigkeit erscheint', sagt er unter Anderem in der

[1] ibid. S. 266.

erwähnten Schrift,[1] ‚die Quelle der Sprache, die Erklärerin der Natur, die Mutter der Religionen und Philosophien, der einzige wirkliche Unterschied, der je nach seinem Grade den Menschen vom Thiere, die grossen Menschen von den unbedeutenden trennt, — ich meine die Abstraction, die das Vermögen ist, die Elemente der Thatsachen zu isoliren und abgesondert zu betrachten;‘ — und da möchte man wirklich ebenso geneigt sein, zu fragen, wie dieser so zweifellos conceptualistische Denker unter die Nominalisten gerathe, als auf der anderen Seite das Hereinziehen des Franzosen in eine Studie über englische Philosophie auffallen kann. Beide Bedenken dürften indess schwinden, sobald man die weitläufigen Ausführungen in Betracht zieht, die dieser geistvolle Schriftsteller in seinem späteren Werke ‚De l'intelligence‘[2] demselben Gegenstande widmet.

‚Prüfen wir,‘ sagt Taine in dem in Rede stehenden Buche, ‚was in uns vorgeht, wenn mehrere Perceptionen uns eine allgemeine Idee zuführen, so finden wir in uns niemals etwas Anderes als die Bildung, Vollendung und Präponderanz eines Strebens, das einen Ausdruck und unter anderen Ausdrücken einen Namen hervorruft.‘[3] ‚Sobald wir eine Reihe von Gegenständen gesehen haben, die mit einer gemeinsamen Eigenschaft ausgestattet sind, zeigen wir eine bestimmte Tendenz, die der gemeinsamen Eigenschaft und nur dieser entspricht . . . . . Wir nehmen nicht die allgemeinen Qualitäten oder Merkmale der Dinge wahr; wir haben blos in ihrer Gegenwart diese oder jene distincte Tendenz, die in der Natursprache zu der und der Mimik, in unserer künstlichen Sprache zu dem und dem Namen führt. Wir haben keine allgemeinen Ideen im strengen Sinne des Wortes; wir haben Tendenzen zum Benennen und Namen.‘[4] ‚Was wir eine allgemeine Idee, eine Gesammtvorstellung nennen, ist nichts als ein Name; nicht der einfache Schall, der in der Luft schwingt oder unser Ohr erschüttert, oder eine Ansammlung von Buchstaben, die das Papier

[1] Le positivisme anglais, étude sur Stuart Mill, Paris 1864, S. 115.
[2] Paris 1870, 2 Bde.
[3] a. a. O. Bd. I S. 33.
[4] ibid. S. 34f.

schwärzen oder unsere Augen afficiren, nicht einmal diese Buchstaben als im Geiste wahrgenommen, oder dieser Schall als in Gedanken ausgesprochen, sondern dieser Schall oder diese Buchstaben als mit einer doppelten Eigenthümlichkeit versehen, sobald wir sie wahrnehmen oder uns vergegenwärtigen, nämlich der Eigenschaft, in uns die Bilder der zu einer bestimmten Classe gehörigen Individuen, und nur dieser zu erwecken, — ferner der Eigenschaft, jedesmal wieder zu entstehen, wenn ein Individuum dieser selben Classe, und nur, wenn ein Individuum dieser Classe sich unserem Gedächtniss oder unserer Erfahrung darbietet.'[1] So entspricht der Name ,der gemeinsamen und unterscheidenden Qualität, welche die Classe constituirt und von andern trennt, und entspricht allein dieser Qualität . . . In dieser Weise ist er ihr geistiger Repräsentant und erweist sich als Substitut einer Erfahrung, die uns versagt ist'.[2] Denn ,wir können in unserem Geiste die allgemeinen Qualitäten isolirt weder percipiren, noch behalten . . . . Wir machen' daher ,einen Umweg; wir associiren an jede abstracte und allgemeine Qualität ein kleines particuläres und complexes Ereigniss, einen Ton, eine Figur, leicht vorzustellen und zu reproduciren,[3] wir gestalten diese Association so exact und so eng, dass in der Folge die Qualität in den Dingen nicht erscheinen oder fehlen kann, ohne dass der Name in unserem Geiste erscheint oder fehlt und umgekehrt'.[4] ,Handelt es sich,' also ,um eine allgemeine Qualität, von der wir weder eine Erfahrung noch sensible Vorstellung haben können, so substituiren wir der unmöglichen Vorstellung einen Namen, und thun das mit vollem Recht. Er hat dieselben Verwandtschaften und dieselben Gegensätze, wie die Vorstellung, dieselben Hindernisse und Bedingungen der Existenz, dieselbe Ausdehnung und dieselben Grenzen des Auftretens . . .'[5] ,Eine allgemeine oder abstracte Idee ist' somit ,ein Name, nichts als ein Name, der bezeichnende und verstandene Name einer Classe ähnlicher Individuen,

---

[1] ibid. S. 35.

[2] ibid. S. 36 f.

[3] Wir associiren also wohl eine Vorstellung, die wir haben, an etwas, das wir nicht haben?

[4] ibid. S. 37.

[5] ibid. S. 38.

gewöhnlich begleitet durch die sensible aber vage Vorstellung von einer dieser Thatsachen oder Individuen.'[1] ,Allein diese Vorstellung ist nicht die allgemeine und abstracte Idee, sie ist nur deren Begleitung, ... meine abstracte Idee ist vollkommen klar und bestimmt,'[2] jene Vorstellung hingegen ist nur ,ein Residuum der zahlreichen abgeschwächten und verworrenen Erinnerungen'.[3]

Was hier aus Taine's von Tautologien keineswegs freier Darstellung hervorgehoben ist, genügt wohl, um über seine Stellung in der Abstractionscontroverse nicht den leisesten Zweifel übrig zu lassen. Wir haben einen Nominalismus vor uns, der weiter geht, als heute irgend ein anderer namhafter Vertreter dieser Richtung zu billigen geneigt sein dürfte, — weiter auch als der David Hume's, der bei aller Verwandtschaft mit der Taine'schen Ansicht doch nie die Namen mit den abstracten oder allgemeinen Ideen kurzweg identificirt hat.

Das gilt zunächst natürlich nur von Taine, dem Verfasser des Buches ,De l'intelligence'; wie sich damit die allem Anscheine nach gerade entgegengesetzten Aeusserungen des Autors des ,Positivisme anglais' vereinigen lassen, darüber wird nicht leicht eine Hypothese aufzustellen sein. Liegt zwischen den Jahren 1864 und 1870 keine Meinungsänderung von Seiten Taine's, so ist es immerhin nicht ohne ein eigenthümliches Interesse, in dem im erstgenannten Jahre verfassten Buche den Nominalisten Taine gegen den angeblichen Nominalismus des Conceptualisten J. St. Mill polemisiren zu sehen. —

Nur Beiträge zur Geschichte des englischen Nominalismus zu liefern, war die Aufgabe dieser Schrift, — nicht eine Geschichte desselben; aber auch die wenigen hier beigebrachten Daten werden hinreichen, uns vor dem Vorwurfe zu bewahren, als wäre Hume's Abstractionstheorie an sich und in ihren Consequenzen etwas Ueberwundenes und daher eine eingehende Prüfung derselben nicht mehr gerechtfertigt. Aber

[1] Bd. II S. 241, vergl. auch das Folgende, in der Hauptsache nur eine Wiederholung des schon im ersten Bande Gesagten.

[2] Bd. II S. 243.

[3] ibid. S. 229.

wenn auch gegen die Kritik im Allgemeinen nichts einzuwenden ist, so scheint doch ein anderer Vorwurf die vorliegende Studie mit um so mehr Recht zu treffen. Wenn es sich nur darum handelte, die Unhaltbarkeit der Hume'schen Ansichten über Abstraction darzuthun, wäre diese Absicht nicht auf viel kürzerem Wege zu erreichen gewesen? War es denn dazu nöthig, auf Locke zurückzugehen, eingehend bei Berkeley zu verweilen, ja eine Zeit lang ganz ohne Rücksicht auf historische Facta von Inhalt und Umfang und deren Verhältniss zu handeln? Und was Hume selbst anlangt, welches Interesse konnte es haben, alle Fehler in seinem Raisonnement namhaft zu machen, wo doch einer genügt hätte, das Resultat umzustossen?

In der That, wäre es uns nur um Widerlegung Hume's zu thun gewesen, wir müssten auf all diese Fragen die Antwort schuldig bleiben. Indessen waren es, wie schon eingangs angedeutet, zwei viel weitere Gesichtspunkte, denen wir in dieser Studie Rechnung trugen und bei dem essayistisch-monographischen Charakter derselben wohl auch Rechnung tragen durften. Die beiden Gesichtspunkte, die wir meinen, sind der sachliche und der historische, von denen für uns keiner dem anderen an Wichtigkeit nachstand. Um des ersteren willen wurde, namentlich in dem hauptsächlich Berkeley gewidmeten Theile der Arbeit, Manches aufgenommen und ausgeführt, an dem historisch wenig mehr aufzuklären war; aus demselben Grunde wurde einmal die historisch-kritische Darstellungsweise ganz fallen gelassen, weil zu hoffen war, so einige der wichtigsten Fragen rascher zum Austrag zu bringen. Dagegen war es wieder das historische Interesse, das uns schon bei manchen Stellen aus Berkeley zu verweilen zwang, zumal sich ergab, dass über seine Beziehungen zu Hume noch manche irrige Ansicht herrsche; und dieser Gesichtspunkt ist es denn auch vor Allem, von dem aus unser Vorgehen in Betreff der Hume'schen Hypothese wohl zu rechtfertigen sein wird.

Bekanntlich hat Hume sein Jugendwerk, den ‚Treatise on the human nature' später einer gründlichen Umarbeitung unterzogen. Zwar liegen über das Verhältniss der ersten und zweiten Fassung seiner Ansichten die unzweideutigsten Aeusserungen von Seiten des Autors selbst vor; trotzdem hat man

bisher noch zu keiner rechten Klarheit über diesen Punkt kommen können. Da nun Hume einige Themen aus dem Treatise in die zweite Bearbeitung gar nicht mehr aufgenommen hat, so wird ein Versuch, die in Rede stehende Frage zur Entscheidung zu bringen, zweierlei zu leisten haben: einerseits müssen allerdings die doppelten Behandlungen derselben Gegenstände verglichen, andererseits aber auch die nur einmal behandelten Partien untersucht werden, um auf Grund dieser Untersuchung eine Ansicht darüber zu gewinnen, was Hume veranlassen konnte, Gegenstände von hervorragender Bedeutung nachträglich aus dem Kreise seiner Betrachtungen auszuschliessen. Zu diesem Zwecke ist jedoch ein genaues Eingehen auch auf Einzelheiten erforderlich; denn man beurtheilt eine wissenschaftliche Arbeit nicht nur nach der Qualität des Resultats, sondern auch nach der Qualität der Erwägungen und Beweise, welche ihm vorangehen, — und dies war der Beweggrund, der den Verfasser dieser Studie veranlasste, die Kritik der Hume'schen Abstractionstheorie bis zur Ermüdung ins Detail zu führen. Das Abstractionscapitel ist eben eines von den nachher fallen gelassenen, und der Verfasser hat es sich in der vorliegenden Arbeit zur Aufgabe gemacht, Material zur entscheidenden Lösung der Redactionenfrage wenigstens in Bezug auf die hier behandelte Partie beizubringen. Erst wenn auch die übrigen in dieser Hinsicht in Betracht kommenden Abschnitte des Treatise einer ebenso eingehenden Betrachtung unterzogen sind, wird an einen endlichen, dann aber auch abschliessenden Austrag der in Rede stehenden Angelegenheit zu denken sein; und die Geschichtschreiber der Philosophie thäten wohl hier, wie noch in manchen anderen Fällen, besser daran, ihre Kräfte zunächst den Vorarbeiten zuzuwenden, statt gleich von vorn herein sich eine Auffassung des Ganzen zurecht zu legen, die, eben weil ihr die Grundlage fehlt, von Willkürlichkeiten wohl niemals frei sein kann.

Eines aber können wir, ohne den Ergebnissen der Einzeluntersuchung vorzugreifen, schon jetzt aussprechen, und es ist vielleicht nicht überflüssig, am Schlusse einer vorwiegend verwerfenden Beurtheilung dies ausdrücklich hervorzuheben: Gesetzt, die ablehnende Haltung, die Hume in der Folge seinem

Jugendwerke gegenüber eingenommen zu haben scheint, wäre in jeder Hinsicht berechtigt, so wird das doch nicht im Stande sein können, der Achtung, die der schottische Denker wohl jedem eingeflösst hat, der ihm näher zu treten sich die Mühe nahm, auch nur den mindesten Eintrag zu thun. Fürwahr, es muss ein gewaltiger Geist gewesen sein, der durch sein Erstlingswerk, ja durch einen so kleinen und im Grunde ganz verfehlten Theil desselben einen so umfassenden Einfluss auf die Nachwelt zu üben vermochte, wie ihn David Hume blos durch seine Aufstellungen über ‚abstracte Ideen‘ thatsächlich geübt hat.
